

Deutsche Leistungen und deutsche Aufgaben in China

Von
Dr. Fritz Wertheimer

Mit zwei Kartenskizzen



Berlin
Verlag von **Julius Springer**
1913

ISBN 978-3-642-51799-0

ISBN 978-3-642-51839-3 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-642-51839-3

„Wenn man den modernen Begriff der Interessensphäre dahin ausdehnt, daß er die Regionen umfassen soll, wo deutsche Interessen hervorragend vertreten sind, so steht China voran. Denn in ungleich größerer Zahl als in allen Kolonien zusammen weilen heute dort unsere Landsleute, und gewaltige Ereignisse haben unseren Blick dahin gerichtet. Wir fühlen, daß der äußerste Osten sich zu einem Schauplatz des Weltverkehrs und der Völkerberührung gestaltet, der an Bedeutung alle außerhalb der weißen Rasse gelegenen Gebiete der Erde weitaus überragt. China wird nun dauernd im Vordergrund der Interessen für Europa stehen.“

Ferdinand von Richthofen
auf dem Deutschen Geographentage zu Breslau 1901.

Vorwort.

Der deutschen Arbeit in China seien diese Seiten gewidmet. Den Pionieren des deutschen Gedankens im fernen Osten werden sie kaum etwas Neues berichten können. Sie sollen ihnen nur Hilfe in der Heimat werben und sind in diesem Sinne ein Dank an alle Freunde und Bekannten in China, die dort mit Rat und Tat und nie ermüdendem Eifer mir zur Seite standen, auf zwei Studienfahrten viel zu sehen und zu hören. In der deutschen Heimat aber sollen diese Seiten zur Unterstützung aufrufen und in knappen Umrissen — nicht mit dem Anspruch auf Vollständigkeit, mit vollem Bewußtsein mancher Unterlassungen und Lücken — das angeben, was geschehen ist und was zu tun übrig bleibt. Das Meiste hat noch zu geschehen, und es wird zum Schaden des deutschen Gedankens, zum Schaden der deutschen Volkswirtschaft ungetan bleiben, wenn nicht in weit höherem Maße als bisher sich das allgemeine Interesse den fernöstlichen Fragen zuwendet. Das Interesse in Deutschland zu wecken und zu beleben ist der Zweck dieser Seiten, eine kleine Teilaufgabe in einer großen, die ein Einzelner allein nicht lösen kann. Daß sich viel Hilfskräfte zum Werke finden, und daß sich vor allem reiche Geldmittel dazu finden, ist ein aufrichtiger Wunsch des Verfassers.

Berlin, Februar 1913.

Dr. Fritz Wertheimer.

Inhalt.

	Seite
Vorwort.	
I. Chinas politische und wirtschaftliche Lage nach der Revolution	1
II. Deutsche Leistungen und deutsche Aufgaben in China . .	19
1. Politische Leistungen und Aufgaben	19
2. Land und Forstwirtschaft in China	30
3. Die Entwicklung des Verkehrswesens	35
4. Bodenschätze und Industrialisierung	52
5. Vom Handelsgeschäft in China	69
6. Tsingtau	83
7. Deutsche Kulturaufgaben in China	97
8. Die deutschen Schulen in China	114
III. Schlußwort und Ausblicke	131
IV. Literatur-Verzeichnis	135

Im Text benutzte Maße und Gewichte.

1 Haikuan Tael	= 3,16 Mark im Durchschnitt des Jahres 1900.
	= 3,06 " " " " " 1905.
	= 2,76 " " " " " 1910.
	= 2,75 " " " " " 1911.
	= 2,99 " " " " " 1. Vierteljahres 1912.
	= 3,10 " " " " " 2. " 1912.
	= 3,11 " " " " " 3. " 1912.
1 Mex. Dollar	= schwankend im Werte zwischen 1,70 bis 2,20 Mark.
	= ungefähr $\frac{2}{3}$ Hk. Tl. im Durchschnitt des Jahres 1912.
1 Li	= etwa 640 Meter.
1 Pikul	= 60,5 kg.
1 Yen	= 2,09 Mark.

I.

Chinas politische und wirtschaftliche Lage nach der Revolution.

Seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist der ferne Osten von den Westländern und den Amerikanern in ihren Welthandelsverkehr einbezogen worden und wurde damit gezwungen, seine Sonderstellung in sich geschlossener Sonderwirtschaften aufzugeben. Dieser Erschließungsarbeit stellte der Osten in Japan und in China zunächst eine ausgesprochene Fremdenfeindlichkeit gegenüber, die auch in der Folge, in der Form eines passiven Widerstandes, das System Chinas geblieben ist, wenn es galt, sich mit den eindringenden fremden Persönlichkeiten abzufinden. In Japan schlug unter der Führung weitausschauender Staatsmänner diese Stimmung bald, äußerlich wenigstens, ins Gegenteil um, und die letzten Jahrzehnte japanischer Entwicklung zeigen im Vergleich mit dem selben Zeitraum chinesischer Geschichte deutlich, auf wessen Seite der Erfolg liegt. In Japan erkannte man klar die Unmöglichkeit, gegenüber dem energischen Willen der Handelsfreiheit erstrebenden kaufmännischen Pioniere das Land länger in seiner Abgeschlossenheit zu erhalten. Mit dem Handel aber kamen unmerklich die Gedanken und Ideen und als drohendes Gespenst, wenn man sich ihnen entziehen wollte, die fremden Kriegsschiffe und Soldaten, denen abendländische Technik und Ausbildung eine unermessliche Überlegenheit über den Osten verleihen mußte. Man sah ein, daß nur ein rasches Nachholen des in Jahrhunderte langer Abgeschlossenheit Versäumten die Japaner wehrhaft machen könnte. Schon damals steckte in dieser Erkenntnis wohl ein Keim von dem Gedanken, daß von der Schnelligkeit in der Übernahme der fremden Methoden und Einrichtungen nicht nur die Geltung gegenüber jenen Fremden, sondern auch die Stellung im fernen Osten den anderen zurückgebliebenen Nationen Korea und China gegenüber abhängen müsse. Es ist bekannt, wie geschickt und mit welcher Anpassungs-

fähigkeit Japan seine Pläne in der Folgezeit zur Durchführung brachte, wie es seine Söhne zum Studium nach allen Weltgegenden entsandte und in der Heimat fieberhaft arbeitete, um im chinesisch-japanischen Kriege 1894/95 und endlich im russisch-japanischen Kriege ein Jahrzehnt später militärische Erfolge nicht nur über die Chinesen, sondern auch über die Vertreter der weißen Rasse im fernen Osten, die Russen, zu erringen und in dem Bündnis mit England auch äußerlich, moralisch, seine neuerworbene Weltgeltung als Großmacht ausgedrückt zu sehen. Dieser Erfolg ist so groß und überragend, daß daneben gewisse innere Schwierigkeiten der Verbindung der eigenen Kultur mit der des Abendlandes und des oberflächlichen Aufgebens guter alter Sitten zugunsten unverstandener fremder Ideen zurücktreten, obgleich darin die Keime künftiger Schwierigkeiten liegen mögen.

Wohin die chinesische Methode führen mußte, ist im gleichen Zeitraum an den äußeren Momenten der Kriegsniederlagen und der Friedensschlüsse unschwer zu erkennen. Von dem Friedensschlusse in Nanking im Jahre 1842, der den Opiumkrieg beendete und die Abtretung Hongkongs an die Engländer brachte, bis zu den Verträgen, in denen Kiautschou, Wei-Hai-Wei, die Liaotung-Halbinsel und Korea ihre Besitzer wechselten, zieht sich eine durch keinen Erfolg und keinen Lichtblick unterbrochene Kette diplomatischer und militärischer Niederlagen. China, dessen Staatsdoktrin nur ein Reich der Mitte und von ihm abhängig tributäre Völkerschaften gekannt hatte, mußte sich die Anwesenheit geachteter und gleichberechtigter Gesandtschaften gefallen lassen. Es mußte Angriffe auf Leben und Eigentum der Fremden, wie sie zum letzten Male in der Boxerbewegung zum Ausdruck kamen, mit vielen Menschenleben und unendlich schweren finanziellen Entschädigungen bezahlen, und noch ist kein Ende solcher Demütigungen abzusehen. Mit der Unmöglichkeit des Widerstandes gegen die Fremden wuchs im fernen Osten selbst die Vorherrschaft der Japaner empor, gegen die man besonders im Süden des Reiches so etwas wie eine Erbfeindschaft empfand. Das Reich der Mitte hatte mit seinem Lande und seinen Menschen alle Opfer zu bezahlen, die das Emporstreben Japans und die Erschließungsarbeit der Westländer erheischten. Kein Wunder, daß sich in dem primitiven und an Welthandel und Weltwarenaustausch ungewöhnten Volke die Überzeugung festsetzte, daß aller Handel der Fremden im Grunde doch nur China an Land und Geld verarmen lasse und nur den Fremden nütze. Kein Wunder auch, daß aus dieser falschen Auffassung heraus die ursprüngliche Fremdenfeindlichkeit immer neuen Boden gewann und eine Änderung der Methoden den Fremden gegenüber verhinderte. Das war die Lage nach der Niederlage im chinesisch-japanischen Kriege, die äußerlich wenigstens die chinesische Reform-Bewegung einleitete. Allmählich

waren doch die Chinesen als gute Kaufleute dahinter gekommen, wo ihre Fehler steckten. Die chinesische Auswanderung in die Straits und nach Amerika hatte im Auslande wohlhabende, guterzogene, gebildete und politisch einsichtige Vaterlandsfreunde erstehen lassen, die eine Änderung der Zustände in ihrer Heimat erstrebten. Schüler gingen in größerer Zahl zum Studium nach dem Auslande und insbesondere nach Japan, wo man lernen zu können hoffte, wie es gemacht werden mußte, diesen Fremden und ihren Gelüsten entgegenzutreten, wo man aber auch die Mittel und Wege zu finden glaubte, auch die japanische Vormacht im Osten zu brechen. Der Reformler gab es in den letzten beiden Jahrzehnten unzählige. Das mandschurische Kaisertum stand ihnen im großen und ganzen verständnislos gegenüber und brachte in seinen letzten Generationen keine Führer mehr auf, die weitblickend und geschult genug gewesen wären, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen, von der sie sich vielmehr schwach und willenlos treiben und überrumpeln ließen. Es kam die Episode des leidenschaftlichen Geistes Kanguwei, der die Schäden seiner Heimat mit richtigem Blicke erkannte und während der kurzen Zeit seiner Wirksamkeit am Hofe des jungen Kaisers Kwangtü mit der ganzen Kraft seiner starken Persönlichkeit für ihre Beseitigung eintrat. Aber nach kaum 100 Tagen wurde der fortschrittliche Südchinese von der konservativen Partei der Mandschus und Nordchinesen gestürzt, und mit ihm fiel sein allzu vertrauensseliger Kaiser einem Staatsstreich zum Opfer, den er selbst gegen die Kaiserin-Witwe geplant hatte und den diese nun erfolgreicher gegen ihn unternahm. Es folgte nach wenigen Monaten die dynastiefeindliche Bewegung der Boxer, die man nicht ohne Geschick, aber sehr zum Unglücke Chinas, auf die Fremden ableitete, die Belagerung Pekings, die Flucht des kaiserlichen Hofes und später der Friedensschluß mit der drückenden finanziellen Entschädigung, die China zu bezahlen hatte. Darnach kämpfte Japan mit Rußland bei gänzlicher Ohnmacht Chinas auf chinesischem Boden um die Vorherrschaft des Ostens, und der verlierende Teil war China, das neuen Länderverlust und Schwächungen zu erdulden hatte. Es ist sicher, daß nicht alles in diesem Schuldkonto der mandschurischen Regierung zu Lasten fällt. Die Kaiserin-Witwe änderte nach der Lehre des Boxerkrieges ihre Ansichten und ließ sich, freilich zu spät, um das Schicksal ihrer Dynastie noch ändern zu können, zu Reformen im Heereswesen, im Unterricht und im politischen Verfassungsleben bewegen. Aber all das setzte die Mandschu-Dynastie nicht mehr instand, der neuen dynastiefeindlichen Bewegung des Jahres 1911 erfolgreich Widerstand leisten zu können. Es fehlte ihr sogar völlig an Männern, die den Mut und die Kraft zu einem anständigen Ende hätten aufbringen können.

Diese jüngste chinesische Revolution, die zur Republik China

geführt hat, ist in ihren Ursachen und ihren Wirkungen in knappen Zügen schwer zu erklären, weil ihre Wurzeln so tief und unergründlich ins chinesische Geistesleben hinabführen. Wir dürfen sie jedenfalls als einen Sieg der Überzeugung begrüßen, daß mit der altchinesischen Methode der Kämpfe zwischen abendländischem Geiste und fernem Osten nichts zum Heile Chinas erreicht werden könne. Und wenn auch bei diesem Dynastiewechsel innerpolitische und wirtschaftliche Gründe eine große Rolle spielen, wenn die alte Fremdenfeindlichkeit und die alte Methode selbst in den Köpfen mancher der heutigen Republikaner noch festsitzen und sie Änderungen gar nicht so sehr geneigt machen mögen, so war doch die treibende Kraft in der jetzigen Bewegung die Agitation im Auslande geschulter und erzogener Chinesen, die eine klarere Erkenntnis von den wirklichen Dingen sich angeeignet hatten als die nie aus China herausgekommene und in allem, unverständlichem Formelkram erstickte Beamtenschaft, die gar nicht nur rein mandschurisch war, sondern im Gegenteil zum größten Teile aus Chinesen bestand. Über alle dynastischen und politisch-staatsrechtlichen Änderungen hinweg darf man die Revolution als eine direkte Krönung der Kangiweischen und Tschangtschitungschen Arbeit auffassen, als den Sieg einer Idee, die freilich vor der Hand rein negativ in Erscheinung tritt: nämlich, daß mit der alten Methode China nicht fernerhin regiert werden könne, ohne noch mehr an Geltung einzubüßen. Die positive Arbeit, China so zu regieren, daß es eine seiner Volkskraft und seinem Reichtum entsprechende Stellung in Ostasien und unter den Weltvölkern einnimmt, das Aufbauen nach dem Einreißen, bleibt erst noch zu tun, und man sollte sich an den Gedanken gewöhnen, daß das keine Arbeit ist, die von heute auf morgen getan werden kann, daß sie Jahrzehnte dauern wird und daß ein junges republikanisches China wohl noch mehr Kinderkrankheiten zu überstehen haben wird, als ein mandschurisches an Alterserscheinungen aufzuweisen hatte.

Zunächst scheinen der chinesischen Republik, die erstanden ist als eine Reaktion gegen den andauernden Verlust von Land und Prestige, unter dem Schlachtruf: China den Chinesen, als im eigentlichen Sinne zweifellos fremdenfeindliche Bewegung, wenn auch die äußeren Formen in Erinnerung an die Boxerzeiten und unter dem Druck der Kriegsschiffkanonen von Hankau friedlich und freundlich gewesen sein mögen, Gefahren von außen zu drohen. Die Losbröckelung weiterer Außenteile scheint sich vollziehen zu wollen, und zwar gerade der Teile, um die der Kampf auch schon in den letzten Jahren der Mandschudynastie ging, die also den unmittelbarsten Anlaß zur Revolution gegeben hatten. Der nähere Orient bietet ein gutes Beispiel zur Erklärung dieser Lage im fernen Osten. Österreich mußte nach der türkischen Revolution befürchten, von einer erstarkten und gefestigten Türkei

Bosnien und die Herzegowina weniger leicht losreißen zu können als von einer schwachen, im Übergangsstadium sich befindenden. Italien mochte gleicher Ansicht über Tripolis und die Cyrenaika sein, und die wiederholten Schwächungen der Türkei im Zusammenhange mit der zu erwartenden raschen und sicheren Kräftigung ließen dann die Balkanstaaten zur Überzeugung kommen, daß sie jetzt, solange es noch Zeit sei, ihre Expansionsbestrebungen zur Durchführung bringen müßten. In China haben gerade die Handelsentwicklung und auch das militärische Erstarken des Reiches während der letzten im Innern so krisenreichen Jahre gezeigt, wie rasch eine Aufwärtsbewegung in diesem Lande kommen könnte. Japan, das kleine eng begrenzte Land weniger Inseln und geringer Volkszahl, war als kleines Rädchen leicht in Gang zu bringen. Das schwerfällige, riesengroße, in sich nicht geschlossene und einheitliche China war schwerer zu regieren und zu bewegen. Aber die zu erwartende Schwungkraft dieses Riesenrades mußte von beträchtlicher Wirkung werden. Die kolonisatorische Betätigung Chinas in den letzten Jahren und gerade in den gefährdeten Außenteilen ließ hier Gutes erhoffen. In der Mandschurei wurde das Privileg der Mandschuren aufgehoben und der Boden den Chinesen zur Bebauung freigegeben. Eine außerordentliche Ausdehnung der Landwirtschaft war die Folge, die sich u. a. in dem enorm gesteigerten Anbau und der Ausfuhr des neuen Welthandelsartikels, der Soyabohne, zeigte. In die Südmongolei drangen immer mehr fleißige und unermüdete chinesische Ackerbauer vor, die sich den Steppenboden untertänig machten und durch ihre Bedürfnislosigkeit und Willigkeit allen Unbilden erfolgreich trotzten. In Tibet war China auf dem besten Wege, die unbotmäßigen wilden Stämme sich zu unterwerfen, seine kriegerischen Expeditionen waren erfolgreich und sein Einfluß in der Hauptstadt des Dalai-Lama war im Wachsen. Im Süden aber führte die kräftige Reaktion gegen die mandschurische Herrschaft mehr als irgendwo in China zur Ausbildung eines Nationalbewußtseins, zu einem Widerstande gegen neue Demütigungen und neue Landverluste und zur Erkenntnis, daß man vorhandene Hilfsquellen lieber selbst ausbeuten mußte, als sie den Fremden überlassen sollte. Die Franzosen, Engländer, Russen und Japaner sahen in diesen Bestrebungen und Bewegungen kein erfreuliches Zeichen, da ihre eigene Politik auf den wirtschaftlichen und territorialen Erwerb dieser Gebiete ausging. Von diesem Gesichtspunkte aus werden die Bestrebungen verständlich, gerade jetzt in einer politischen und wirtschaftlichen Übergangszeit, in einer Periode, wo die eine Partei äußerlich geworfen ist, die Sieger aber noch nicht ganz sattelfest sind, alte Pläne beschleunigt zur Durchführung zu bringen. Die Gefahr, die für das jetzige Regime in China darin liegt, ist klar. Schon der erste Schritt auf der Bahn derartiger neuer Amputations-

politik gegenüber China, die Selbständigkeitserklärung der Mongolei unter tätiger Beihilfe Rußlands — die nach dem Beispiele Koreas ja nicht anderes bedeuten kann als eine Vorbereitung zur leichteren Russifizierung dieses gewaltigen Gebietes — hat zu bedenklichen Krisen der jungen Republik geführt. Daß es sich hier um die Liquidierung einer alten Erbschaft handelt, wird man in China ebenso schwer einsehen wollen wie in der Türkei; in China werden die nach Äußerlichkeiten urteilenden Massen noch viel stutziger werden, wenn die ersten Jahre der jungen Republik ein Weitergehen auf der Bahn bringen sollten, von der abzulassen die Republik ja gerade begründet wurde. Diese Gefahren drohten der Republik schon in den allerersten Tagen ihres Entstehens. Es war kein Geheimnis, daß der Norden Chinas und speziell die Mandschurei im Herzen durchaus nicht republikanisch, sondern mandschu- und dynastiefreundlich, vor allem aber monarchisch gesinnt waren. Man kann es als ein Zeichen von großem Patriotismus und hoher Pflichterfüllung betrachten, wenn der ursprünglich gleichfalls monarchisch überzeugte Yuanschikai sich bereit fand, die Leitung des Reiches zu übernehmen, weil er über den augenblicklichen Streit um Monarchie und Republik hinaus das Reich China als solches unversehrt und ungeteilt erhalten wollte. Eine nicht minder aner kennenswerte Leistung vollbrachte der Vizekönig der Mandschurei, einer der treuesten, aufrichtigsten, ehrlichsten und tüchtigsten mandschurischen Beamten, Tschaoersün, der das Amt eines republikanischen Generalgouverneurs übernahm und mit Hilfe eines ihm treu ergebenen Truppenkommandeurs, des jungen, soldatischen, rücksichtslos energischen Tschangtsolin, die Ruhe in der Grenzprovinz aufrecht erhielt. Es mag dahingestellt bleiben, aus welchen Motiven die beiden Männer gehandelt haben. Schon früh hat man in Schanghaier Zeitungen Yuanschikai die Perspektive: Washington oder Napoleon! eröffnet, ohne daß man bis heute Klarheit besäße, welchem Ende dieser schlaueste und kälteste, abwägendste und realste aller chinesischen Politiker zustrebt. Auch der Generalgouverneur der Mandschurei wartete wohl zunächst ab, in erster Reihe auf die Ruhe der ihm anvertrauten Provinz bedacht, in zweiter Linie aber wohl auf einen mandschurischen Rückschlag wartend, dem er seine wertvolle Hilfe geliehen hätte. Gleich ihm stand in Schantung der heldenmütige Verteidiger Nankings gegen die revolutionäre Übermacht, Tschangsün, der nur infolge Verrats dieses auch psychologisch als erste Taiping-Hauptstadt wichtige letzte Bollwerk der Mandschus räumen mußte und jetzt nicht nur in der Südschantungprovinz durch seine energische Räuberverfolgung Ordnung und Ruhe wiederherstellte, sondern auch mit seiner allmählich wieder auf 10000 Mann angewachsenen, streng disziplinierten und gut einexerzierten Truppenmacht den Revolutionären das Vordringen nach Norden

verbot, gleichzeitig aber abwartete, wie die Dinge sich entwickeln würden, ohne aus seinen monarchischen Neigungen ein Hehl zu machen. Erst als es der Staatskunst Yuans gelang, die Republik in Gang zu bringen, verschwanden in Schantung und der Mandschurei auch die monarchischen Pläne der Heerführer. Über diese innerpolitische Bedeutung hinaus hat aber Tschaoersüns Festigkeit der Republik erst das Entstehen ermöglicht; denn es besteht kein Zweifel, daß die Japaner auch die geringste Unruhe in dieser ihrer „Interessensphäre“ zu einer Besetzung des Gebietes zu benutzen bereit waren. Eine militärische Aktion in der Mandschurei hätte aber nicht nur zum sofortigen dauernden Verluste der Mandschurei geführt, sondern auch russische Nachahmung in der Mongolei gefunden, und das Schicksal der noch unorganisierten Republik wäre höchst zweifelhaft geworden. Hier besaß der mandschufreundliche Vizekönig mehr staatsmännische Einsicht als die Nankinger provisorische Republik, die ihn durch einen früheren Brigadegeneral Lantienwei zu ersetzen versucht hatte, ohne daß es jedoch diesem gelang, in der Mandschurei jemals festen Fuß zu fassen.

Weniger glücklich war die entstehende Republik mit ihren Aktionen in Tibet und der Mongolei. Schon zu Ende des Jahres 1911 erfolgte in Urga eine Unabhängigkeitserklärung mongolischer Fürsten, die den Hutuktu, einen dem Dalai-Lama ähnlichen buddhistischen Oberpriester, zu ihrem Haupte erklärten. Diesem Schritte waren verschiedene Scharmützel der von den Russen aufgehetzten und auch zum Teil direkt militärisch unterstützten und angeführten Mongolen gegen chinesische Truppenwachtposten an der Grenze vorangegangen. Die chinesische Regierung konnte nichts gegen derartige Lostrennungen tun, und sie wird auch bei vernünftiger Prüfung der Sachlage trotz allen Drängens verantwortlicher und unverantwortlicher Kreise gegen den jüngsten russischen Schritt der Selbständigkeitserklärung der äußeren Mongolei nichts unternehmen können, als in Verhandlungen vielleicht wenigstens einen Schein von Oberhoheit zu retten und die endgültige Regelung der Mongolenfrage einer späteren kriegerischen Auseinandersetzung mit dem russischen Gegner aufzusparen. Auch in Tibet fachten die Umwandlungen der chinesischen Regierungsform den Widerstand der schon halb besiegten Tibetaner wieder an, zwei Expeditionen chinesischer Truppen blieben erfolglos, der Dalai-Lama kehrte aus seiner Verbannung von Darjeling am Himalaya, wo er ziemlich stark englischen Einflüssen zugänglich gewesen war, zurück, und die Engländer forderten ziemlich unverblümt als Bedingung einer Anerkennung der Republik eine Änderung der englisch-tibetanisch-chinesischen Verhältnisse, wie sie zuletzt nach der Younghusband-Expedition des Jahres 1904 festgesetzt worden war. Damals hatte ein englisch-tibe-

tanischer Vertrag die Vormacht Englands in Tibet festgelegt, der chinesische Widerstand dagegen führte aber im Jahre 1906 zu einer englischen Anerkennung der Vormachtstellung Chinas in Tibet, die auch später durch den englisch-russischen Vertrag anerkannt wurde. Daß die chinesische Prestige schädigende Bedingung zur Anerkennung der Republik gerade von England ausging, dessen Vertreter während der Revolution an manchen Orten die Republikaner direkt gegen die Mandschus unterstützt hatten, ist nicht ohne Interesse.

In dieser Bedrohung der Reichsgrenzen von verschiedenen Seiten und in der Unmöglichkeit, dem drohenden Verlust militärisch mit einiger Aussicht auf Erfolg zu begegnen, liegt zurzeit eine größere Gefahr für die neue politische Staatsform als in den Verhältnissen im Innern, wenn schon auch hier nicht alles erfreulich ist. Zu den alten Streitfragen, denen die Republik keine Lösung brachte, sind jetzt neue gekommen. Dem gewaltigen Riesenreiche China war die Dynastie ein Halt und bei allen auseinanderstrebenden Tendenzen doch ein Moment der Zusammengehörigkeit, ein Träger des Reichsgedankens. Nicht, daß diesem äußeren Begriff auch innerlich ein wirkliches Zusammengehörigkeitsgefühl entsprochen hätte. Die Unterschiede in Land und Bevölkerung, Klima und Bodenbeschaffenheit, Volkssitten und Anschauungen, die zwischen dem Norden und dem Süden Chinas klaffen, sind tief und ernst. Die bedachtsame Ruhe und Überlegtheit des einen Teiles paßt wenig zu der raschen und impulsiven, wenn auch äußerst intelligenten und anpassungsgewandten Art des anderen. Der Süden steht seit vielen Jahrzehnten von Canton und Hongkong aus in enger Verbindung mit dem wirtschaftlich aufblühenden Leben der Straits und der holländischen Kolonialbesitzungen. Vom Süden aus wandte sich ein Strom betätigungslustiger Auswanderer nach näheren und ferneren Arbeitsstätten und sog mit dem Geiste der Länder, in denen er lebte, neue Ideen wirtschaftlicher und politischer Art ein, die ein reger Verkehr mit der chinesischen Heimat allmählich auch in weitere Kreise trug. Der Norden entbehrte während dieser Zeit in seinen Grenzbeziehungen zu dem selbst recht erstarrten Rußland solcher Anregungen, die erst sehr spät mit dem Aufkommen des Hafens Tientsin sich auch hier Eingang verschafften. Das mittlere Yangtsetal, in dem geographisch und wirtschaftlich die beiden feindlichen Brüder zusammentreffen und einen Ausgleich ersteben konnten, war durch die Wirksamkeit des lebhaften Handelshafens Schanghai von jeher den südlichen Ideen zugänglicher. Die treibende Kraft in der vergangenen Revolution aber war neben dem Jahrhunderte alten Widerstande gegen die „fremde“ mandschurische Dynastie — der Begriff ist von europäischen Betrachtern der Revolution über Gebühr gewürdigt und in Rechnung gestellt worden — der Kampf ausländischer Ideen gegen die starr und leblos überlieferte

Form des alten chinesischen Konfuziusschen Systems. Das deckte sich mit politischen und wirtschaftlichen Gegensätzen, und der viel besser bereitete Boden des Südens mußte deshalb auch die begeisterteren Kämpfer stellen. Das Übergewicht des Südens in der Vorbereitung und Organisation der Revolution verschärfte naturgemäß die schon vorhandenen Gegensätze zwischen den Reichsteilen. Den Südländern ging alles nicht rasch und nicht radikal genug, der Norden glaubte sich überrumpelt und hintergangen und sah in den Wünschen des Südens nur — echt chinesisch! — ein Andrängen zur Staatskrippe, ein Bestreben, alle fetten Beamtenpründen mit Südländern besetzt zu sehen. Im Norden ist die Bevölkerung ohne Zweifel in ihrer überwiegenden Mehrzahl monarchisch gesinnt, im Süden haben sich von Amerika und, so seltsam das bei dem doch selbst streng monarchischen Japan klingen mag, von Japan aus genährte republikanische Ideen fest eingebürgert. Die Führer der südlichen Agitation sahen natürlich, von ihrem Standpunkte aus mit Recht, in der Ära der Reformen, die das mandschurische Kaisertum seit der Jahrhundertwende eingeleitet hatte, ein weit gefährlicheres Moment für sich selbst, als in der vorangegangenen Periode des passiven Widerstandes gegen alle vom Auslande gekommenen Ideen. Die Agitation gegen das reformierende Mandschurentum war somit stärker als die gegen das völlig untätige, und so kam das Schlagwort von der „verlotterten“ Mandschuregierung auf. Und wenn auch nicht geleugnet werden darf, daß das Mandschukaisertum im Ganzen starkem Verfall entgegengegangen war, so wäre es doch ungerecht und unhistorisch, wenn man auch im Auslande das Mandschuregime unter dem Gesichtswinkel seiner südländischen Gegner betrachten wollte, während es der Wahrheit und der Gerechtigkeit entspricht, festzustellen, daß es durchaus nicht schlechter und nicht besser gewesen ist als verschiedene vor ihm zur Abdankung gezwungene echtchinesische Dynastien auch. Nur, daß es nicht die Kraft und nicht die Männer besessen hat, den von ihm als recht erkannten Weg maßvoller Reformen allen Widerständen zum Trotz bis zu Ende zu gehen.

Es wäre den Agitatoren des Südens nicht gelungen, derartig rasch und leicht Herr der Lage zu werden, wenn sie nicht mit äußerst geschickter Erkenntnis und Ausnützung aller Strömungen und Empfindungen im chinesischen Volke vorgegangen wären und sich um tiefe Gegensätze zwischen ihrer Theorie und ihrer Praxis gar nicht gekümmert hätten. China den Chinesen und Erhaltung des Reiches in seiner territorialen Unversehrtheit gegenüber allen fremden Ansprüchen, das war die patriotische Theorie. Eine bewußte Lockerung und Zerstörung dieses theoretischen Reichsgedankens, das war die Praxis. Es wirkt wie eine starke Ironie, daß nicht die Republikaner selbst, sondern

daß Männer wie Yuanschikai und Tschaoersün die dadurch angerichteten Schäden erkannten und durch ihre Tätigkeit Theorie und Praxis der Revolutionäre des Südens zu verbinden und auszugleichen suchten. Es scheint sicher, daß in der Revolutionszeit der Gegensatz zwischen dem Reich und seinen einzelnen Provinzen, der schon früher latent vorhanden war, sich verbreitert hat. Diesen Gegensatz hatten schon die Mandschus deutlich empfunden. Es war die letzte Tat, und man wird es ohne Vorurteil prüfend sagen müssen, eine der staatsmännischsten und größten Taten, die in den letzten Jahrzehnten in China getan worden sind, daß ihr Verkehrsminister Tschengkungpao durch ein Dekret die Verstaatlichung sämtlicher Eisenbahnen in China vollzog, wenn auch die Form und die Ausführung des Gedankens bedenklich gewesen sein mögen. Dieser Schritt gab aber Zeugnis von der klaren Erkenntnis, daß die Eisenbahn ebenso sehr ein wirtschaftliches Verkehrsmittel wie auch eine geistige Verbindung und Annäherung darstellt. Nur ein von der Zentrale aus einheitlich geleitetes Eisenbahnnetz konnte geistig, militärisch und wirtschaftlich einen Zusammenschluß des Reiches als Einheitsstaat bringen. Die Provinzen widerstrebten. Ihre Freiheit war zu lange zu groß gewesen, als daß ein Gewaltstreich sie hätte vernichten können. China ist groß und Peking ist weit entfernt von Außenteilen des Reichs. Und wenn auch eine verderblich kluge mandschurische Politik dafür gesorgt hatte, daß alle drei Jahre die Provinzialgouverneure, die der Provinz, in der sie amtierten, nicht entstammen durften, ihren Posten wechselten, um die Ausbildung jeder provinziellen Selbständigkeit von der gouvernementalen Spitze her zu unterbinden, so hatte vielleicht gerade diese Herrschaft kurzlebiger und infolge mangelnder Kenntnis von Land und Leuten in starkem Maße abhängiger Gouverneure die Ausbildung einer Notabelnwirtschaft in den einzelnen Provinzen begünstigt, die noch viel partikularistischer werden mußte. Sowohl die Zentrale Peking, als die von hier entsandten Gouverneure blieben dagegen machtlos, und bei dem ungeheuren Einfluß der Literaten und Notabeln auf das Volk wurden die Provinzen mehr und mehr dem Reichsgedanken entfremdet. Es war nicht zu erwarten, daß ein Gedanke von solcher Großzügigkeit, wie ihn der der Eisenbahn-Verstaatlichung darstellt, bei den Provinzen auf Verständnis stoßen würde, und es war völlig ausgeschlossen, daß das der Fall sein würde, nachdem das Dekret die Notabeln an der empfindlichen Stelle des Geldbeutels zu beeinträchtigen schien. Daß gerade diese Schwierigkeiten und Gegensätze von den Revolutionären zum Ausgangspunkt ihrer Bewegung gemacht wurden, ist aber bezeichnend. Unter ihrer Billigung geschah dann die Aufstellung von Provinzialheeren, und auf ihre Anregung hin kam die Unabhängigkeitserklärung mancher Provinzen, deren glatten Über-

gang zur revolutionären Sache sie noch nicht erwarten konnten, deren Abfall von Peking ihnen aber einstweilen genügte. Und wenn auch solche Unabhängigkeitserklärungen schon früher in der Geschichte Chinas nicht selten waren und zunächst wohl nur ein Abwarten der Provinzen bezweckten, die sich nicht dem Machtkampf mit all seinen wirtschaftlichen Schäden aussetzen wollten, sondern später ihren Anschluß an den Sieger vollzogen, so lehrt doch der Gang der Ereignisse, daß in der jüngsten Revolution die Selbständigkeit und der Partikularismus der Provinzen bedenklich waren. Eine der schwersten wirtschaftlichen Fragen des jungen China, die Anleihefrage, wäre längst gelöst, wenn nicht einzelne Provinzen einen machtvollen Widerstand gegen solche Zentralisierung leisteten, ihre finanzielle Selbständigkeit und Unabhängigkeit proklamierten und andere Provinzen zu gleichem Tun anreizten. In der Nationalversammlung in Peking gelang es nur mit Mühe, einem Verlangen zu widerstehen, daß das von der früheren Seezoll- und Postverwaltung her noch zentralisierte und dem Staate später dann auch zentral in eigene Regie übergebene Telegraphensystem wieder provinziell zersplittert werden sollte. Nur wenn man von der Zentrale, bei der Ebbe der Provinzkassen, Geld haben wollte, erinnerte man sich der Zusammengehörigkeit, ohne aber in kleinlicher Eifersucht auf Peking der Zentrale gestatten zu wollen, zur kräftigen Fundierung der ganzen Republik eine größere Auslandsanleihe aufzunehmen, weil man eine solche Stärkung des Reiches zuungunsten der Provinzen gar nicht wollte. Es war nur provinzielles Widerstreben gegen das neue Regime, in dem man nicht alles durchsetzen konnte, was man gewollt hatte, wenn mitten in den Anfangsschwierigkeiten der neuen Regierung der Premierminister Tangschaoi plötzlich fluchtähnlich seinen Posten verließ und mit ihm die ganze Kantonesenpartei in eine Oppositionsstellung sich begab. Die Notablenwirtschaft in den einzelnen Provinzen stützt sich dabei auf ein Militärsystem, über das Peking die Kontrolle vollkommen verloren hat. Nicht daß man es mit geübten und disziplinierten Soldaten zu tun hätte. Es handelt sich dabei um zum Teil recht zweifelhafte Elemente, und nicht überall hat die Energie der Führer, wie in Schantung diejenige Tschangüns, es fertig gebracht, räuberische Elemente der Provinzen ins Heer zu stecken und dort in eiserner Disziplin zum Segen der Provinz zusammenzuhalten. Das Räuberunwesen, das in China stets Boden hatte, ist selten stärker gewesen als nach der Begründung der Republik, obgleich dieser und den Provinzen auf dem Papier mehr „Soldaten“ zur Bekämpfung zur Verfügung standen als einer Regierung vorher. Die Provinzheere verschlingen ungeheure Summen, da jeder Ausfall an Mannschaftslöhnen zu neuen Unruhen der betroffenen Regimenter führen würde, wie sie in Peking und Tsinanfu noch un-

vergessen sind. Zwar sollen diese Provinzialtruppen allmählich wieder entlassen werden, aber das stößt naturgemäß auch auf Schwierigkeiten, da die beschäftigungslosen Soldaten keine geringere Gefahr sind oder vielmehr noch eine stärkere werden könnten als die Soldaten unter Waffen. Der normale Bedarf Chinas an Soldaten ist rein zu Verteidigungszwecken vielleicht auf 500000 Mann zu veranschlagen, während der jetzige Bestand nach manchen Berechnungen eine Million übersteigt oder doch nahezu erreicht. Durch diese Ausgabe wird eine finanzielle Gesundung Chinas und der Provinzen hinausgeschoben, insbesondere, da auch die Staatseinnahmen sich verringert haben, wo der häufige Wechsel in den Beamtenstellen eine reguläre Steuerverwaltung erschwerte und das einzige positive Bewußtsein der großen Masse des Volkes von dem Wesen der neuen Republik eben in der aufgehobenen Notwendigkeit, Steuern zu zahlen, bestand. Die Finanz-, Steuer- und Schulfragen stehen hier in engem Zusammenhange. Das Wesentliche, was die ganze Republik zu leisten hat, ist eine Säuberung in der Beamtenschaft. Die bisherigen Verhältnisse, wonach das Amt eine mit Hilfe guter Freunde, Verwandter oder auch ganzer Ortschaften erkaufte Stelle war, die der eigenen Bereicherung nach Auszahlung solcher Gläubiger diente, haben sich so tief eingefressen, daß auch die auf einmal republikanisch gewordenen Beamten nichts Unmoralisches darin sehen konnten, die ererbten Grundsätze für sich anzuwenden, wobei natürlich die Integrität und die lauterer Absichten der Leiter anerkannt werden mögen. Eine moralische Revolution in China ist schwieriger, als die politische es war. Zu einer guten Beamtenschaft ist Vorbedingung eine gute Schule und strenge Erziehung. In dieser Hinsicht hatte man mit altkonfuzianischen Überlieferungen gebrochen, ohne von den Ausländern und ihrem System mehr zu akzeptieren als nur die hohle Form ohne den geistigen Inhalt. Die Revolution vollends hat alles, was hier vorhanden war, aufgelöst, und Mangel an Geldmitteln hat den Wiederaufbau vor der Hand verhindert, wenn man von einigen schönen Gesten wie der formellen Eröffnung der Pekingener Universität und anderem absieht. Nur eine auf guten Schulen gut erzogene Beamtenschaft wird dem Lande eine Verwaltung geben können, die bei vernünftiger und gerechter Ausbeutung der großen Steuerkraft zu einer Erschließung aller Hilfsquellen führt. Um diese ganze Maschine, deren ungeheures Räderwerk man erst ganz würdigt, wenn man sich immer und stets an die große Ausdehnung des Reiches erinnert, in Gang zu bringen, ist freilich Geld nötig, und dieses Öl soll eine große fremde Anleihe bringen, nachdem alle Versuche, durch innere Anleihen Geldmittel zu erlangen, bei dem trotz aller Revolutionsbegeisterung gesunden Mißtrauen der Bevölkerung gegenüber der Regierung gescheitert sind. Eine solche große Anleihe des Auslandes

muß freilich auf dem Vertrauen der Geldgeber in Chinas Finanzkraft und Volkskraft beruhen. Man wird hier sagen dürfen, daß von solchem Vertrauen auf die Staatsform der Republik bei keiner der in Betracht kommenden Mächte die Rede sein kann, daß aber die kluge und staatsmännische Art der Leitung Yuanschikais diesem Präsidenten der Republik das alte Vertrauen erneuert hat, das man ihm als hohem Mandschubeamten entgegengebracht hatte. Mehr als je ist man angesichts der enormen Schwierigkeiten des jungen Staatswesens davon überzeugt, daß von einer wirklichen Volksstimmung zugunsten der Republik nicht die Rede sein kann, daß eben nur die geschickte Agitation und Führung weniger tausend unzufriedener oder auch republikanisch überzeugter, zumeist jüngerer Leute das von Männern mit Führerqualität entblößte Mandschuregime über den Haufen rannte. Ob dieser Zustand Dauer verspricht, darüber gehen die Urteile weit auseinander, von den Propheten einer ungeheuren Zukunft der Republik bis zu den Verkündern eines Yuanschikaischen oder sogar eines neuen mandschurischen Kaisertums. Zunächst setzt man eben Vertrauen auf Yuanschikai, und ihm, dem man noch im Dezember des vorigen Jahres, als er noch mandschurischer Retter in der Not sein wollte, jegliche Geldmittel abschlug, gewährt man heute in Wahrheit die große Anleihe, die allerdings eine starke Festigung seiner Stellung insofern bedeutet, als sich mit ihr der feste Wille der beteiligten sechs Großmächte zur Erhaltung Chinas und zur wirtschaftlichen Entwicklung dieses Reiches verknüpft.

Die wirtschaftliche Entwicklung Chinas! Um sie dreht sich alles, und es fragt sich hier zunächst, welchen Einfluß die jüngste politische Umwälzungsbewegung auf das Wirtschaftsleben gehabt hat. Es wird sich später dann noch an mancher Stelle über die zukünftige Entwicklung und ihre Aussichten sprechen lassen. Die Revolution traf China, als es gerade ein Pestjahr hinter sich hatte, in dem die Lungenpest von der Nordmandschurei bis nach Südschantung schlimm gewütet hatte, und in dem es nur mit Mühe gelungen war, die Fremdenansiedlungen in diesen Gebieten pestfrei zu halten. Aber wenn dieser Erfolg auch schließlich erzielt wurde, so hatte doch der Handel in der Reichweite dieser Fremdenniederlassungen schwer zu leiden, die Sicherheitsmaßnahmen zugunsten der Fremden mußten handelshemmend wirken; es darf hier nur an die Einbußen erinnert werden, die z. B. die deutsche Schantungbahn erleiden mußte dadurch, daß ihr Personen- und ihr Güterverkehr zum Teil aus einer pestverseuchten Gegend entstammte, gegen die sich das Schutzgebiet absperren mußte. Diese Pest wütete noch, als schon im Mai des Jahres 1911 jene Eisenbahnunruhen in Setschuan losbrachen, die unmittelbar den Anlaß zur Revolution gaben. Dazu kam im Hochsommer eine Yangtseüberschwemmung in

einem Umfange, der selbst im unglückgewohnten China die Gemüter aufrüttelte. Hunderttausende von Menschen wurden von Haus und Hof vertrieben, sahen ihr Eigentum und ihre Ernteerträge von den Wasserfluten weggerissen und mußte gänzlich mittellos nach neuer Arbeit sich umsehen. Das Wirtschaftsjahr 1911 mit seiner Pest im Beginn, seinen Wasserfluten in der Mitte und der Revolution am Ende kann also gewiß für das chinesische Wirtschaftsleben nicht als günstig bezeichnet werden, besonders wenn man erwägt, daß die Revolution hauptsächlich die Lebensader des Handels, das Yangtsetal, heimsuchte und von Mitte Oktober an bis zum Ende des Jahres den Handel Hankaus völlig lahmlegte. Der Gesamthandel Chinas, der vom Jahre 1902 bis zum Jahre 1910 von 529,6 auf 843,8 Millionen Haikwan Taels gestiegen war (1 Hk. Tl. im Durchschnitt des Jahres 1911 ist = 2,75 M.), stieg im Jahre 1911 sogar noch um weitere 5 Millionen auf 848,8 Millionen Hk. Tls. Auch für dieses überraschende Ergebnis der Statistik hat man fürs erste die Erklärung, daß eben die Revolution keine Massenbewegung, sondern eine Tat von wenigen Tausenden von Führern gewesen ist, von denen man sich in den Hauptstädten mitreißen ließ, während das Hinterland verhältnismäßig unberührt blieb und sich der Bauer und Landmann wenig durch die ihm kaum dem Gerücht nach bekannten politischen Geschehnisse in der Bestellung seines Landes stören ließ. Dann wirkten wohl auch über den Durchschnitt gute Ernten in einzelnen Landesteilen auf das Gesamtergebnis, die zum Glück gerade da erzielt wurden, wo die Revolution dem Handel wenig anhaben konnte, und wo das Wirtschaftsleben so isoliert und ruhig weiterging, als sei die Revolution nur eine Provinzangelegenheit abgelegener Landesteile und gehe andere Reichsteile gar nichts an. Schließlich ist das Steigen des Gesamthandels auch nicht sehr groß, wenn man bedenkt, daß von 1902 bis 1910 der Gesamthandel Chinas jährlich um durchschnittlich 40 Millionen Hk. Tls. zu steigen gewohnt war, und daß diese Steigerung gerade in den letzten Jahren von 1908 auf 1909 und dann auf 1910 ungefähr 86,6 und 86 Millionen Hk. Tls. betragen hatte. Gemessen mit dieser Entwicklung hätte unter normalen Verhältnissen der Gesamthandel des Jahres 1911 mindestens 883 oder sogar 930 Millionen Hk. Tls. betragen müssen. Das tatsächliche Ergebnis bedeutet demgegenüber einen Stillstand, allein auch das schon ist ein überraschendes Ergebnis. Erzielt wird es zunächst durch ein Steigen der Einfuhr um 8,5 Millionen Hk. Tls., wodurch ein Rückgang in der Ausfuhr von 3,5 Millionen aufgewogen und ausgeglichen wird. Diese Importsteigerung ist naturgemäß zum Teil auf Bestellungen noch zurückzuführen, die vor dem Ausbruch der eigentlichen Revolution betätigt wurden, und von einer vollen Wirkung der Revolution könnte somit erst im Ergebnis des Jahres 1912 gesprochen werden. Es besteht aber auch hier in der Art der

Statistik manche Schwierigkeit, und man müßte, um zu einem ganz einwandfreien Resultat zu kommen, auch die Verschiebung der Zahlen innerhalb der Importstatistik berücksichtigen. So z. B. die stark vermehrte Einfuhr von Baumwollwaren infolge des plötzlich auftretenden Bedürfnisses nach europäischen Kleidungsstücken, die allerdings in der zweiten Hälfte der Revolutionszeit wieder nachließ. Eng damit zusammen hängt die enorm gesteigerte Herstellung von Textilwaren in China selbst, die zur Industrialisierung speziell Schanghai immer mehr führt. Die Einfuhr von Maschinen, die zur Textilindustrie nötig sind, stieg von 1908 auf 1910 nur von 2482 auf 17408, im Jahre 1911 aber auf 323522 Hk. Tls.! Einem Rückgang der Opiumeinfuhr von 35500 auf 28000 Piculs, der für den Ernst und guten Willen der noch von der Mandschuregierung kraftvoll geförderten Antiopiumbewegung spricht, steht eine starke Steigerung der Petroleum-einfuhr gegenüber, die insbesondere einer ausgezeichneten Organisation und Reklame zu verdanken ist, in der die Amerikaner Meister sind.

Bei der Betrachtung der Ausfuhr und ihrer Werte wird zu erwägen sein, daß recht oft ein Quantitätsrückgang einem Steigen der Werte gegenübersteht. Das ist mit eine Wirkung der Revolution, durch die die Produktion und Verarbeitung von Exportgütern hintangehalten oder gehemmt wurde, oder durch deren Unsicherheit doch zum mindesten der Verkauf und die Inlandsversendung solcher Güter gestört wurde, während die Nachfrage des Auslandes nach den chinesischen Agrarprodukten gleich stark blieb oder noch stieg. Diese Erscheinung finden wir beim Tee, der Soyabohne, dem Sesamsamen, der Baumwolle, den Strohborten und anderen Artikeln mehr. Die Ausfuhr-gütermenge ist infolge der Revolution also zweifellos stärker zurückgegangen, als es der schwache Wertrückgang von 3,5 Millionen Hk. Tls. vermuten läßt.

Für das Wirtschaftsjahr 1912 liegen die Seezollstatistiken über die Gesamteinfuhr- und Ausfuhrmenge noch nicht vor. Nur die Vierteljahrsstatistiken der einzelnen Häfen lassen einen Schluß zu. Nehmen wir den Hafen Hankau heraus, der als Mittelpunkt aller kriegerischen Ereignisse mit am schwersten von der Revolution betroffen wurde, so ergibt sich, daß im Vierteljahre Januar bis März die Seezolleinnahmen, die immer ein Barometer des Handels darstellen, 367000 Hk. Tls. ergaben, während sie im gleichen revolutionsfreien Zeitraum des Jahres 1911 684000 ergeben hatten. Fast die Einfuhr aller Güter war im Jahre 1912 zurückgegangen, ebenso hatte die Ausfuhr beträchtlich gelitten. Schon das zweite Quartal aber ergab mit 990000 Hk. Tls. Einnahmen gegen das Vorjahrsquartal mit 837000 Hk. Tls. ein starkes Mehr, so daß im ersten Halbjahr 1912 die Einnahmen des Seezolles wenigstens nicht allzu sehr hinter denen des entsprechenden Zeitraumes im Vorjahre zurück-

bleiben, wenn die Schädigungen der Revolution auch nicht zu verkennen sind. Erheblich ungünstiger stellt sich das Verhältnis für den größten Handelsplatz Schanghai, der mit 2361190 und 3181421 zusammen nur 5542611 Hk. Tls. Seezolleinnahmen erzielte, während das vergangene Jahr in den beiden Quartalen 2555281 und 4463415, somit also 7018696, gebracht hatte. Allerdings spielte hier die Verminderung der Opiumeinfuhr eine große Rolle. Der Haupthafen des Südens Canton brachte 697052 (im Vorjahre 650465) und 744524 (i. V. 788846), also ungefähr einen Stillstand, der beweist, wie erheblich weniger der Süden wirtschaftlich von der Revolution tangiert wurde als der Norden. Denn der nördliche Hafen Tientsin, der Handelshafen für Peking, erzielte 408393 (i. V. 415184) und 920559 (i. V. 1094514), zusammen also 1328952 Hk. Tls. und bleibt somit hinter den 1509698 Hk. Tls. des Vorjahres erheblich zurück. Besonders erfreulich ist unter solchen Umständen das Abschneiden Kiautschous, das 330660 (i. V. 360735) und 452475 (i. V. 355360), also 783135 gegen die vorjährigen 716095 Hk. Tls. Zolleinnahmen aufbringen konnte. Die Gesamteinnahmen des chinesischen Seezolldienstes, im ersten Quartal des Jahres 1912 mit 7026253, im zweiten Quartal mit 10136486, zusammen also im ersten Halbjahr mit 17162739 blieben hinter den Einnahmen des entsprechenden Halbjahres 1911 von 19009902 (7677077 + 11332825) somit um 1847163 Hk. Tls. zurück. Diese Summe ist gewiß nicht so groß, daß sie nicht durch die nach allen Anzeichen zu erwartenden erheblich besseren Ergebnisse des zweiten Halbjahres eingeholt und etwas verbessert werden könnte, so daß die Gesamthandelsbilanz des ganzen Jahres sogar noch einen kleinen Vorsprung gegenüber dem Rekordjahr 1911 wird aufweisen können, der zwar nicht so groß zu sein braucht wie die bisherige Durchschnittssteigerung der letzten Jahre, aber ebenfalls zu dem Gesamtergebnis führt: Die Revolution des Halbjahres Oktober 1911 bis März 1912 hat in den beiden Wirtschaftsjahren, in die sie fiel, einen Stillstand in der bisherigen Steigerung des Handelsverkehrs gebracht, hat Verschiebungen innerhalb des Imports und Exports gebracht, die von schwerwiegender Bedeutung für einzelne Wirtschaftszweige gewesen sind. Die wirklichen Schäden und Störungen der Revolutionsperiode werden durch die Steigerung der revolutionsfreien Zeit der Jahre 1911 und 1912 wieder gedeckt und ausgeglichen. Abgesehen von der Veränderung der geistigen Grundlagen des chinesischen Volkes, die sich anbahnt und die auch auf Handelsgebräuche und Handelsverkehr von erheblichem Einfluß werden kann, ist der Handel durch die Revolution aber in keiner Weise vernichtet oder empfindlich getroffen worden, nirgends sind Grundlagen zerstört worden oder ist ein dauernder Schaden für Import und Export dadurch verursacht worden.

Bei der gesamten Betrachtung der Wirtschaftslage Chinas nach der Revolution darf übrigens nicht übersehen werden, daß der Silberpreis stark in die Höhe gegangen ist. Silber wurde von den verängstigten Chinesen ziemlich erheblich aus dem Verkehr zurückgezogen, die Banken hielten gleichfalls Silber zurück, um auf die stets erwartete und immer wieder hinausgeschobene große Anleihe zu warten und Vorschüsse an die chinesische Regierung prompt leisten zu können. Der Hk. Tl., der während des Jahres 1911 durchschnittlich 2,75 M. betragen hatte, stieg während des ersten Quartals 1912 auf 2,99 M. und während des zweiten Quartals gar auf 3,10. Es ist klar, daß auch eine solche Höhe den Handel stören mußte. Die Silbereinfuhr des Jahres 1911 war unter solchen Umständen erheblich höher als die der Vorjahre und trug dazu bei, die passive Handelsbilanz Chinas, die sich im Jahre 1910 beträchtlich gesenkt hatte, wieder zu erhöhen.

II.

Deutsche Leistungen und deutsche Aufgaben in China.

1. Politische Leistungen und Aufgaben.

Als Rußland nach dem Abschluß des Friedens von Schimonoseki sich einmischte und sich mit den Bedingungen dieser Abmachung zwischen Japan und China nicht einverstanden erklärte, erfreute es sich des Beistandes von Frankreich und Deutschland. Im Gefühl seiner Ohnmacht gab Japan nach. Es war damals nach einem verlustreichen und kostspieligen Krieg, in dem die Chinesen trotz unglaublich schlechter Organisation sich recht gut geschlagen hatten, nicht imstande, mit den Waffen zu protestieren; so wurde die Kriegsentschädigung Chinas an Japan um 30 Millionen auf 230 Millionen Taels erhöht, und die verabredete Abtretung der Liaotung-Halbinsel an Japan unterblieb. Japan hat diese Einmischung Rußlands längst vergessen. Es hatte ja Gelegenheit, seine Rache an diesem Staate gründlich zu kühlen, und der spätere Sieg Japans im Kriege 1904/05 steigerte den Ruhm Japans als einer Großmacht mehr, als die Einmischung in den Frieden von Schimonoseki imstande gewesen war, das Ansehen Japans zu schwächen. Rußland, Japan und China sind die drei Machtfaktoren, die um die Vorherrschaft in Ostasien zu ringen hatten. Im Jahre 1895 mußte eben Japan trotz allen Stolzes über den Sieg im Kriege mit China einsehen, daß es noch hinter Rußland rangiere. Es nahm diese Tatsache hin, und die folgende zähe diplomatische und militärische Arbeit, die von den Palastkämpfen in Seoul zu den Schlachtfeldern der Mandchurei führte, beweist, wie jene Erkenntnis aneifernd und belebend auf die Japaner gewirkt hat. Nach dem Frieden von Portsmouth war das japanische Ziel der unbestrittenen Vormacht in Ostasien erreicht. Eine gewisse Entspannung des Verhältnisses zu Rußland konnte eintreten. Wie schnell ostasiatische Entwicklungen schreiten können, dafür gibt das

heute fast intime Verhältnis der beiden Kriegsgegner sieben Jahre nach blutigen Kämpfen Zeugnis. Gleichwohl weiß die japanische Politik, daß Japan zwar gegenwärtig die Vorherrschaft im Osten hat, daß aber in diesem Besitz durchaus keine Gewähr für die Zukunft liegt. Rußlands Kraft in Ostasien ist durch die letzte Niederlage, abgesehen von dem materiellen Verlust der Liaotung-Halbinsel und der Anwartschaft auf eine überragende Stellung in Korea, eher angeregt als vernichtet worden. Wladiwostok ist als Festung an die Stelle Port Arthurs getreten. Die sibirische Bahn wird in ihrem zweigleisigen Ausbau in Bälde vollendet sein, die vollständig russische Amurbahn wird trotz erheblicher Schwierigkeiten energisch gefördert. Die militärische Organisation im Osten ist stärker geworden, auch wirtschaftlich hat sich manches gebessert. Vor allem aber hat sich die Wirtschaftslage auch des europäischen Rußland verändert, und der Widerstand Rußlands in einem künftigen Kampfe würde erheblich kräftiger und ausdauernder sein als im Jahre 1904/05. Man wird auch damit zu rechnen haben, daß mit dem Sinken des Einflusses Rußlands auf dem Balkan, mit der politischen Selbständigkeitserklärung des Balkanbundes, die notwendigerweise ein Freimachen von der russischen Bevormundung enthält, Rußlands Aktivität nach anderer Richtung sich steigern wird, da in Armee und Marine ein Gefühl der Beschämung über die erlittene Niederlage im russisch-japanischen Kriege und ein Gefühl der Rache noch nicht ausgelöscht ist. All das macht die russisch-japanische Freundschaft etwas zurückhaltend, wenn auch vor der Hand das Interesse beider noch darin konform geht, sich gegen ein erwachendes China vorzusehen. In der ungeheuren Kraft des Landes und des Volkes China steckt, wenn beide erst einmal richtig entwickelt sind, die sicherste Anwartschaft auf die Führerrolle im fernen Osten. Es ist ein natürliches Bestreben Rußlands und Japans, heute, wo diese Kräfte noch schlummern und unentwickelt sind, sich Außenteile des chinesischen Reiches anzugliedern, um den späteren Kampf um die ostasiatische Vorherrschaft mit einem beträchtlich verkleinerten China, selbst um dessen reiche Außenprovinzen aber gestärkt, führen zu können. Da Rußland fürchten muß, bei einseitigen Raubversuchen Japan an Chinas Seite zu sehen, und da Japan ebenso eine Verstärkung Chinas durch Rußland zu gewärtigen hat, kam eine gewisse Verabredung der beiden Länder gegen China zustande, die eine Verständigung über Mongolei und Mandschurei in sich schließt. Darin liegt die Überzeugung, daß eine Vergrößerung der Reibungsflächen zwischen Rußland und Japan durch Umwandlung der bisherigen Einfluß-Sphären in wirklichen Besitz unbedenklicher ist als ein Erstarken Chinas, das beiden Gegnern gefährlich werden kann. Es wäre müßig, heute zu untersuchen, wie die drei ostasiatischen Machtfaktoren sich entwickeln werden und welchen

Krieg gegeneinander die Schnelligkeit dieser Entwicklung zur Folge haben wird, oder auch die Frage zu stellen, ob ein Ausbalancieren des heutigen Gleichgewichts auf die Dauer den Frieden in Ostasien verbürgen kann, wofür freilich die Expansionslust unserer Tage in Ostasien wenig zu sprechen scheint.

Was aber haben in diesem offenen oder versteckten Kampfe um die Vorherrschaft im fernen Osten andere Staaten zu tun, wie erklärt sich die Einmischung Frankreichs und Deutschlands an der Seite Rußlands in die ostasiatischen Händel? Die Engländer führten ihren Opiumkrieg der Jahre 1840/42 zu einem wirtschaftlichen, wenn auch zu einem unmoralischen Zwecke. Dieser, wie auch der Lorchkrieg der Jahre 1856/60 waren außerdem zu dem nationalen Zweck der Anerkennung Englands als einer China gleichberechtigten Macht im Gegensatze zur chinesischen Staatsdoktrin unternommen. England war zudem der Mandatar Europas, wenn es in seinem Friedensschlusse die Öffnung chinesischer Häfen für den fremden Handel erzwang, freilich ohne bewußt an diese altruistische Arbeit auch für andere Nationalitäten zu denken. Frankreich konnte sich auf keine reelle wirtschaftliche Unterlage stützen, als es sich an dem zweiten Kriege beteiligte, sein Handel mit China war höchst unerheblich, und auch die Ermordung eines französischen Missionars konnte keinen Grund zu einem derartigen Kriege abgeben, der nur des Kriegeruhmes halber geführt wurde. Die Einmischung Frankreichs in den Schimonoseki-Frieden erklärt sich wohl auch nicht aus dem Verfolg seiner Interessen in Ostasien selbst, sondern es ist einer der ersten äußeren historischen Beweise dafür, daß die ostasiatische Politik und das ostasiatische Wirtschaftsleben immer mehr auch in die europäische Mächtekonstellation eingreifen und sie beeinflussen. Es war eine Freundlichkeit und Gefälligkeit, die dem Zweibundsgedanken entsprang, und die ja im Laufe der Zeit auch zu einer Stärkung des Zweibundsverhältnisses ihr Teil beigetragen haben mag. Daran kann auch die Tatsache nichts ändern, daß Frankreich später für den China erwiesenen Dienst seine Rechnung präsentierte und sich im Jahre 1898 neben Eisenbahnkonzessionen und kleineren Landabtretungen versprechen ließ, daß in seiner Interessensphäre keine Landabtretung an andere Nationen erfolgen werde. Japan konnte ja die Einmischung Rußlands im Jahre 1895 leicht verstehen, und es war ihm auch einigermaßen begreiflich, daß dessen Verbündeter, Frankreich, sich dem Vorgehen anschloß, besonders wo man später in Japan an Hand des englisch-japanischen Bündnisses ein Idyll der Nibelungentreue propagierte, das eine Art von Entschuldigung auch für Frankreich bieten konnte, wenn auch Japan selbst von England später darin grausam enttäuscht worden ist.

Nur, was Deutschland bewegen haben könnte, sich an Rußlands

und Frankreichs Seite zu stellen, das ist in Japan nie begriffen worden und wird auch so schnell nicht verstanden werden. Wohl hat Fürst Katsura mir vor zwei Jahren einmal erklärt, die wirklich politischen Köpfe könnten keine Feindschaft aus diesem Grunde gegen Deutschland hegen. Denn rückblickend müsse man erkennen, daß der volle Erwerb der Liaotung-Halbinsel durch Japan im Jahre 1895 kein Segen gewesen wäre. Es wäre höchstwahrscheinlich daraus schon damals ein russisch-japanischer Krieg entstanden, den Japan zu jener Zeit noch nicht habe gewinnen können. Japan könne also sogar fast dankbar sein, daß man es damals zum Aufgeben dieses Landerwerbes gezwungen habe, weil nur dadurch ein neues Volk in Waffen habe erstehen können, das einen siegreichen Krieg mit Rußland ein Jahrzehnt später führen konnte. Und weil, darf man hinzufügen, die Russen inzwischen ein Jahrzehnt lang eine kolonisatorische Arbeit auf der Liaotung-Halbinsel vollbringen konnten, wie sie in solcher Großzügigkeit Japan niemals hätte schaffen können und die nachher vollkommen als Siegespreis den Japanern überliefert wurde. Derartig politische Erwägungen aber stellt das japanische Volk als solches nicht an. Es sieht in der deutschen Handlung einen willkürlichen Akt, der weder durch wirtschaftliche Interessen, noch durch allgemein politische ostasiatische oder europäische Konstellationen bedingt war, es versteht ihn auch nicht als das, was er doch in Wirklichkeit war: eine theatralisch-heroische Geste, um sagen zu können, wir sind auch dabei gewesen, unternommen ohne klare Zielsetzung und ohne weitere Überlegung, sondern das japanische Volk sieht immer noch in jener Handlung einen mißgünstigen neidvollen Schritt gegen ein Deutschland unsympathisches Wachstum Japans, und es spricht für die Empfindlichkeit des nationalen Stolzes in Japan, daß man das auch nach fast zwei Jahrzehnten nicht vergessen hat. Unsere Handelsbeziehungen zu Japan sind dadurch zweifellos gestört, unsere allgemeinen und politischen Beziehungen getrübt worden, ohne daß in China auf der anderen Seite ein Aktivum in der Bilanz zu ziehen wäre. Wir waren nicht so uneigennützig, die Dienste für China unentgeltlich zu tun, was vielleicht eine starke Sympathie in China für Deutschland hätte wachrufen können, eine Sympathie, die später in Warenbestellungen und in Bevorzugung im Handelsgeschäft ihren Ausdruck hätte finden können. Daß aber die Erhaltung der Liaotung-Halbinsel durch jene Einmischung ein Segen gewesen wäre, kann füglich nicht behauptet werden, wenn man bedenkt, daß die hilfsbereiten Chinafreunde bald darauf nicht nur die gleiche Halbinsel, sondern auch Kiautschou, Kuangschou nebst Eisenbahnkonzessionen und andere Rechte für sich beanspruchten und dadurch auch England zur Wegnahme von Weihaiwei veranlaßten. Vielleicht wäre das alles auch ohnehin gekommen, aber daß es im Anschluß an Schimonoseki kam, trug sicher-

lich nicht dazu bei, diesem Schritte ein besonders freundliches Gedenken in China zu sichern. Tatsächlich ist die deutsche Hilfe für China im Lande so gut wie spurlos vorübergegangen, oder, wo sie einmal moralisch erobernd gewirkt haben mag, längst wieder vergessen.

Auf der anderen Seite ist hier zu sagen, daß der Erwerb von Tsingtau und Umgebung — wie man richtiger sagen sollte, um falsche Größenvorstellungen zu vermeiden, die mit der Bezeichnung „Deutsch-Kiautschou-Gebiet“ unwillkürlich verbunden sind — dem deutschen Ansehen in China nicht geschadet hat. Wohl genießen heute die territorial uninteressiertesten Amerikaner am meisten Kredit von allen fremden Nationalitäten, aber es ist doch fraglich, ob sie das allein der mehr negativen Tatsache, keinen chinesischen Boden unter ihrer Herrschaft zu haben, verdanken, oder nicht vielmehr recht positiven Arbeiten, als da sind die Tätigkeit ihrer Missionen, der Erlaß des auf Amerika entfallenden Teiles der Boxer-Entschädigung zugunsten der Entsendung von 70 Studenten jährlich zum Studium auf amerikanische Hochschulen, der Knoxsche Vorschlag, die Bahnen der von Rußland und Japan hart bedrängten Mandschurei zu neutralisieren, um sie dadurch für politische Erwerbszwecke der beiden Nationen auszuschalten, — ein Vorschlag, dessen Scheitern infolge des Widerspruchs der beiden betroffenen Nationen man in Amerika sicherlich voraussah, den man aber doch machte, um sich in China Sympathien zu erwerben, und den man später durch die große mandschurische Industrialisierungs-Anleihe in anderer Form doch noch zu verwirklichen suchte. Machtentfaltung und Machtbenutzung allein schaden in den Augen der Chinesen nichts, könnten eher nützen. So hat es den Amerikanern nichts geschadet, daß sie während der verflochtenen Revolutionswirren eine übermäßig große Zahl von Truppen auf chinesischem Boden stehen hatten, und es hat den Deutschen nichts genützt, daß sie etwas eilig ihre frühere Besatzungsbrigade aufgelöst haben und während der Revolution so gering durch Truppenaufgebot in China vertreten waren, daß es im Ernstfalle nicht einmal zum Schutze der allerwichtigsten deutschen Interessen ausgereicht hätte. Die Portugiesen macht beispielsweise nicht der Besitz der Kolonie Macao den Chinesen verhaßt, sondern die miserable Verwaltung und die Ausgestaltung des Platzes zu einer einzigen großen Opium- und Spielhölle, während man zu gleicher Zeit in China den beiden Lastern energisch zu steuern sucht. Und wenn auch den Chinesen der englische, französische, russische, japanische und deutsche Besitz chinesischen Bodens nicht erfreulich sein mag, wenn ein künftiger Nationalstolz und Chauvinismus auch in Zukunft einmal zur Rückgewinnung allen chinesischen Landes für die Chinesen drängen wird, so würden wir heute durch ein von uns ausgehendes freiwilliges Vorwegnehmen solcher künftigen Ereignisse nichts gewinnen als Spott und

Hohn und alles verlieren. Darüber wird noch zu sprechen sein, wenn der Aktivumposten Tsingtau in unserer ostasiatischen Handelsbilanz behandelt wird.

Das eine aber darf schon hier ausgesprochen werden, daß Tsingtau keine territoriale Erwerbung, keine Kolonie im eigentlichen Sinne darstellt. Dazu ist es viel zu klein und in sich zu schwach. Es ist ein Stützpunkt und ein großer Ausstellungsraum für unsere Leistungen in Städtebau, Anlagen, Schulen, Verwaltung und allgemeiner Kultur, nichts weiter. Der Gedanke, Schantung als deutsche Interessensphäre zu betrachten, ähnlich wie Japan Korea lange als seine Interessensphäre behandelte, um es später zu besitzen, ist immer mehr aufgegeben worden, je mehr der Gedanke einer allgemeinen Aufteilung Chinas unter die Mächte verschwand. Immerhin ist zu sagen, daß ein konzentrierter Angriff Englands, Frankreichs, Rußlands und Japans gegen chinesischen Boden, ein Zusammengehen, für das die Anzeichen sich mehren und das die Lostrennung der Außenteile der Mongolei und Tibets, aber auch der Manduschrei und Yünnans erstrebt, auch andere Mächte in die Notwendigkeit versetzen müßte, zum Schutze ihrer Interessen geeignete Maßnahmen zu ergreifen. Für heute ist festzustellen, daß Deutschland und Amerika die beiden einzigen Nationen sind, die China gegenüber politisch nur das Interesse gegenseitiger Achtung und Freundschaft haben, und deren Politik nicht durch den Wunsch von Landerwerb in dieser oder jener Richtung beeinflußt wird. Beiden Nationen kann nur an wirtschaftlichem Aufschwung und guten Handelsbeziehungen liegen; dazu sind allerdings nötig Ruhe im Innern Chinas und auch von außen her, und so sind diese beiden Mächte neben China selbst die Hauptinteressenten an einer völligen Integrität Chinas, besonders aus der Erwägung heraus, daß in den von fremden Mächten okkupierten Teilen chinesischen Bodens das Prinzip der offenen Tür zumeist nur auf dem Papier steht, da nicht überall die deutsch-chinesische Organisation des Seezoll-Dienstes, die in Tsingtau besteht, akzeptiert worden ist — dort befindet sich ein chinesisches Seezollamt, und alle eingehenden Waren bezahlen Eingangszoll; für die im Schutzgebiet verbrauchte Ware wird ein bestimmter Prozentsatz der reinen Einnahmen des Seezolles der deutschen Verwaltung zurück gezahlt, der Ausgang aus dem Schutzgebiet ins chinesische Hinterland ist aber frei und ungestört —. Freilich gibt es neben dem Interesse an Landerwerb auch ein allgemeines politisches Interesse des Ansehens und des Einflusses, das sich später zu Lieferungsvergebungen und Konzessionen zu verdichten pflegt. Ein solches allgemeineres Interesse hat naturgemäß Deutschland mit allen anderen Mächten, weil es seiner Industrie den gebührenden Anteil an der Deckung der Riesenzukunftsbedürfnisse eines kommenden China sichern muß. Solchen Einfluß und

solches Ansehen gewinnt man durch hervorragende Leistungen, aber auch durch persönliche Beziehungen. Niemand kann sagen, daß, was die offizielle diplomatische Vertretung angeht, Deutschland hier besonders günstig gestellt sei. Der deutsche Gesandtschaftsposten in Peking wird als Posten zweiter Gattung nach der Anciennität und der Reihenfolge, nicht nach der besonderen Eignung der Inhaber vergeben. Nirgends aber erfordert die Leitung einer Gesandtschaft einen selbständigeren, kenntnisreicheren, gebildeteren und gewandteren Diplomaten als gerade in Peking. Ein Gesandter, der es nicht in seinen wichtigsten Provinzen kennt, wird hilflos Situationen gegenüberstehen, deren Grundlage die psychologische Einschätzung der Bewohner mancher Provinzen bildet. Er wird verständnislos oder doch zum mindesten erfolglos arbeiten, wo es sich um wirtschaftliche Verschiedenheiten von Nord und Süd, Ost und West handelt und ein Ausgleich selbst deutscher weit auseinander gehender Interessen verlangt wird. Er wird die größten Schwierigkeiten haben, der rasch wechselnden chinesischen hohen Beamtschaft gegenüber, die sich aus Provinzialen aller Schattierungen zusammensetzt, Kenntnisse, Unterscheidungsvermögen und Urteilsfähigkeit zu haben. Der allergründlichste Kenner Chinas wäre gerade gut genug. Es soll keine Kritik der Persönlichkeiten damit verbunden sein, wenn hier die Tatsache festgestellt wird, daß der gegenwärtige deutsche Gesandte kaum ein halbes Jahr auf seinem Posten in Peking war, als die Revolution losbrach, daß der erste Attaché dieser Gesandtschaft mitten während der Wirren seinen Posten verließ, um auf Urlaub zu gehen und später nach Indien versetzt zu werden, daß der erste Dolmetscher auf Heimatsurlaub war und niemand daran dachte ihn zurückzurufen, daß der zweite Attaché Peking in den Anfangsstadien der Republik verließ, so daß die wirkliche Kenntnis von China und Land und Leuten in entscheidender Zeit bei zwei Dolmetschern lag. Darin und in der Tatsache, daß verschiedene deutsche Konsulate während der Hauptereignisse nicht mit ihren Leitern, sondern mit Ersatzleuten besetzt waren, daß man nicht wie in Kriegszeiten alle Männer auf ihren jetzt besonders verantwortungsvollen Posten beließ oder sie schleunigst hinberief, liegt aber eine solche Desorganisation und Gleichgültigkeit, daß man sich nicht wundern darf, wenn die hervorragend wichtigen Posten eines Beraters des Präsidenten der Republik, eines Beraters im Finanzministerium, im Unterrichtsministerium und in der Militärverwaltung vorderhand mit Angehörigen anderer Nationen besetzt wurden, während Deutschland leer ausging. Denn daß ein Deutscher die wichtige Stelle eines Reorganisators der Salzzölle (auf deren künftigen Einnahmen die Tilgung der Boxerentschädigung und des Anleihendienstes für die neue große Reformanleihe zumeist beruht) bekommen solle, ist noch nicht bestätigt, wird ja auch nach den aller-

letzten Vorgängen in Peking zu schließen, von anderen Mächten energisch bekämpft, und selbst wenn es so sein sollte, so wäre das ein gewissermaßen passiver Posten, während den übrigen Beratern ein direkter Einfluß auf Geistesrichtung und auch auf Lieferungsvergebungen zustände. Es ist erfreulich, festzustellen, daß dieses System bei der Marineverwaltung Tsingtaus nicht zu beobachten war. Abgesehen davon, daß der neue Gouverneur erst spät ernannt wurde und erst zu Beginn des November 1911 auf seinem Posten eintraf, waren die verantwortlichen Leiter der Ressorts alle zur Stelle, und der moralische und materielle Erfolg, den das deutsche Schutzgebiet während der Revolution zu verzeichnen hat, ist sicherlich mit auf die stetige und energische Arbeit aller Beteiligten gerade in der für China so schwierigen Übergangszeit zurückzuführen.

Das, was der Zentralstelle der Diplomatie in Peking mangelt, eine enge Fühlungnahme mit chinesischen Kreisen, das hat sich nach einigem Zögern bei der Verwaltung des Pachtgebietes gerade im Verlaufe der Revolution eingestellt. Es ist ja einigermaßen schwer für den einzelnen und entsprechend schwerer für eine bürokratisch organisierte Verwaltung, sich in den Umschwung hineinzudenken, der in einem Jahrzehnt sich in China vollzogen hat. Die dauernde Amputation am chinesischen Reiche, die gleichmäßig von allen Fremden vorgenommen wurde, führte noch im Jahre 1900 zu einem leidenschaftlichen Ausbruch der Volksstimmung. Damals gelang es ohne Mühe den herrschenden Kreisen, das, was an Dynastiefeindlichkeit in dieser Bewegung von Anfang an steckte und was in allen Bewegungen der letzten 200 Jahre steckte, abzulenken auf die Fremden, insbesondere auf die Missionare, die man nicht zu Unrecht an manchen Orten mehr als politisch-wirtschaftliche Emissäre ihrer Länder denn als unpolitisch-friedliche Verbreiter einer religiösen Lehre ansah. Die Folge war der Kriegszug gegen die Boxer. Wo die Truppen sprechen, hört aber die Diplomatie auf. Die kriegerische Behandlung der Chinesen in der Folgezeit färbt auch auf die späteren wieder friedlicheren Beziehungen der Fremden zu den Chinesen beträchtlich ab. Es herrschte eine Stimmung, die einer Ausschließung der Chinesen nicht nur von den Wohnorten der Fremden in ihren Niederlassungen, sondern auch von der Gesellschaft günstig war. Dann kam ein großer wirtschaftlicher Aufschwung, die jungchinesische Strömung wuchs empor, die nur in der Übernahme europäischer Machtmittel und technischer Vervollkommnung einige Aussicht auf Wiedererlangung der chinesischen Weltgeltung sah. Der Warenhandel hob sich, die Aussicht auf Konzessionen und Eisenbahn- und Militärlieferungen stieg. Im gleichen Maße stieg wieder die Achtung der Chinesen, und ein förmliches Wettrennen um ihre Gunst — nicht immer würdevoll und achtungserwerbend — gab den Chinesen in wenigen Jahren zurück, was ihnen

die Boxerunruhen genommen hatten. Die Kaufmannschaft der Fremden machte eine solche rasche Sinnesänderung natürlich aus Geschäftsrücksichten und aus dem täglichen innigeren Verkehr mit der chinesischen Geschäftswelt leichter mit als die Verwaltungen. Es erhob sich ein Sturm der Entrüstung in der deutschen Kaufmannschaft von Tientsin, als das Auswärtige Amt in Berlin noch im Frühjahr 1912 den weiteren Verkauf von Grund und Boden und Häusern in der deutschen Niederlassung an Chinesen (es handelte sich um mandschurische Prinzen, die sich hier in Sicherheit bringen wollten, und zwar um frühere Machthaber, deren Persönlichkeit und Vermögen ein wirklicher Gewinn für die Niederlassung hätten sein müssen) verbot, nachdem zuerst zwei derartige Verkäufe anstandslos gestattet worden waren. Man entschied eben in Berlin noch auf Grund der aktenmäßigen Kenntnis der chinesischen Verhältnisse, und darin war vielleicht von dem inneren Umschwung der Dinge wenig zu finden. Der wichtige Konsulatsposten von Tientsin war in der entscheidenden Revolutionszeit, wo es galt, Symptome zu erkennen und weniger nach den Ereignissen als nach den inneren treibenden Kräften, nach den Stimmungen zu urteilen, durch einen Verweser besetzt, da der Konsul auf Heimatsurlaub war. Zu der gleichen Zeit, da sich dies in Tientsin ereignete, geschah in Tsingtau alles, um möglichst schmerzlos und unauffällig mit den veralteten Sitten und Vorstellungen zu brechen. Man gestattete den Chinesen ohne weiteres, wenn sie nur die baupolizeilichen Bestimmungen erfüllten, inmitten des ihnen bisher weniger *de iure* als *de facto* verschlossenen Stadtteiles der Deutschen zu wohnen. Man wußte durch eine äußerst geschickte Tätigkeit auch wirklich vermögende Chinesen nach der Kolonie zu ziehen, obgleich bisher gerade der Widerstand gegen die deutsche Kolonie — in Hongkong war das seit Jahrzehnten anders gewesen — gute und geachtete Chinesen beseelt hatte und darin eine gewisse Gefahr für die Weiterentwicklung des Hafens gelegen war. Im April gab es in Tsingtau etwa 10 Generalgouverneure, Gouverneure und frühere Minister und einige 20 höhere Provinzialbeamte, die den Schutz der deutschen Ordnung und guten Verwaltung der Unsicherheit der innerpolitischen Entwicklung in ihrer eigenen Heimat vorzogen. Die Grundstücksverkäufe an Chinesen mehrten sich, und es war Aussicht, daß diese Chinesen nicht nur in Tsingtau Schutz suchten, sondern auch hier neue geschäftliche Unternehmungen begannen und damit ein wertvolles Glied in der Verbindung des Hafens mit dem Hinterlande und seinen Hilfsquellen werden würden. Es waren aber nicht nur die Deutschen, denen ein solcher Unterschied in der Politik zwischen Tsingtau und Tientsin auffiel, der nicht zum Heile des Ansehens des gesamten Deutschtums in China sein konnte. Es fehlte hier ebenso an einer Einheitlichkeit und vorherigen Verständigung über eine groß-

zügige Politik zwischen Gesandtschaft, Tsingtau-Verwaltung und Generalkonsulat, wie auch in anderen Fällen ein Nebeneinanderarbeiten dieser drei Instanzen zu bemerken war.

Dazu kommt, daß die Organisation des deutschen Konsulatsdienstes derjenigen Voraussetzungen entbehrt, die zu einer günstigen Betätigung in China unerläßlich sind. Englands Konsulardienst in China weist unter 30 Plätzen, an denen England konsularisch vertreten ist, 8 Generalkonsulate auf, von denen Schanghai naturgemäß das größte ist (unter den 13500 Fremden dieser Niederlassung befanden sich Ende 1910 im ganzen 4500 Engländer), die aber in Canton, Tschengtu, Hankau, Kaschgar, Mukden, Tientsin und Yünnanfu im Mittelpunkt von Provinzen von solcher Größe und Eigenheit liegen, daß die englische Verwaltung mit Recht der Ansicht ist: zur Beobachtung des Wirtschaftslebens eines derartigen Gebietes ist ein selbständiger, auch äußerlich mit allen Befugnissen ausgestatteter Generalkonsul nötig, dem seine Stellung alle Mittel an die Hand gibt, entsprechend aufzutreten. Die tatsächlichen Verhältnisse sind naturgemäß für Deutschland die gleichen, nur daß ihnen das Verwaltungssystem nicht Rechnung trägt. Es soll hier weniger Gewicht darauf gelegt werden, daß nach diplomatischem Gebrauche überall der Generalkonsul im Range den Vortritt hat vor den Vertretern der übrigen Nationen, wenn sie nur Konsuln sind. Auch dieser Umstand ist nicht zu unterschätzen. Denn der Doyen des konsularischen Korps hat manche Gelegenheit zu besonderem Verkehr mit den Behörden, und wenn man einem noch so dienstalten deutschen Konsul diese Möglichkeit nimmt, nur weil ein beträchtlich jüngerer englischer Kollege den Titel Generalkonsul führt, so begibt man sich damit mancher kleinen Vorteile, mögen sie noch so geringfügig sein, weil ja mehr als das Amt und die äußere Stellung die innere Tüchtigkeit des Inhabers wiegt. Wesentlicher ist schon, daß an Orten, wo der deutsche Handel überwiegt oder dem englischen ebenbürtig ist, wie in Hankau und Tientsin, Mukden und Canton, der deutsche Konsul im Range diese Ebenbürtigkeit nicht zum Ausdruck bringt. Endlich ist das wichtigste, daß die Stellung der Konsuln selbst durch dieses System unsicher wird. Gerade die letzten politischen Ereignisse haben bewiesen, wie selbständig und selbstverantwortlich ein Konsul in China zu manchen Zeiten handeln muß. Hankau war während der wichtigsten Revolutionstage von jedem Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten. Der Konsul war während dieser Zeit völlig auf sich selbst angewiesen, ohne aber doch die innere Selbständigkeit zu haben, die ihn von dem Generalkonsulat in Schanghai völlig loslöste. Die einzelnen Teile dieses Riesenreiches sind eben wirtschaftlich, klimatisch und psychologisch so verschieden voneinander, daß jeder nur nach sich in erster Linie und erst dann nach der Zusammengehörigkeit zum

großen Ganzen beurteilt werden will. Dazu ist die bürokratische Zentralstelle in Schanghai völlig außerstande. Die Inhaber des unter solchen Umständen doppelt verantwortungsvollen Generalkonsulats kennen aus eigener Anschauung zumeist nicht den zehnten Teil des Gebietes, über das sie ihre zusammenfassenden Berichte nach Deutschland senden sollen, wo man an und für sich dem höheren Beamten mehr Glauben schenken wird als dem kenntnisreicheren Unterbeamten. Mit der schon seit langer Zeit befürworteten Änderung der Konsulatsorganisation in China, die an allen wichtigen Punkten eigene Generalkonsulate erforderte, zum mindesten überall da, wo der in China vorhandene Gegensatz zwischen Nord und Süd und zwischen Provinzen und Reich politische und wirtschaftliche Unterschiede allerschärfster Art geschaffen hat, soll keineswegs eine weitere Dezentralisation des gesamten Chinadienstes gefordert werden, die ja heute schon in dem oft verbindungslosen Nebeneinanderbestehen von Gesandtschaft, Generalkonsulat und Pachtgebietsverwaltung keinen wünschenswerten Zustand darstellt. Es soll nur einem vorhandenen Zustande Rechnung getragen werden, wobei als Krönung des ganzen Baues eine Zentralstelle gedacht ist. Wir kennen heute in China drei Stellen: die Gesandtschaft in Peking, die mehr theoretischen Wert hat, das Generalkonsulat in Schanghai, das als die Vertretung des gesamten Konsulatsdienstes gilt, und das Pachtgebiet Tsingtau. Von diesen drei Faktoren wird der letzte zweifellos, bei all seinem Wert als besonderem Stützpunkt, als Einfalls- und Ausfallspforte für Handel und Kultur, in seiner Gesamtstellung und Wichtigkeit für die deutschen Interessen in China heute etwas überschätzt. Die Beliebtheit der Marineverwaltung und die Unbeliebtheit des Auswärtigen Amtes in der Heimat mag daran eine gewisse Schuld tragen. Jedenfalls wird zu oft vergessen, daß in Tsingtau doch nur ein bescheidener Teil der deutschen Interessen in China kulminiert. Und wenn auch einige Vorrechte für diesen Faktor angemessen sein mögen, weil der Wert der ganzen Musterausstellung Tsingtau sicherlich moralisch auch für das Ansehen des Deutschtums und den Handel an anderen Plätzen der Küste ins Gewicht fällt, so entspricht doch die heutige Einschätzung nicht den wirklichen Verhältnissen. Der Sitz des Generalkonsulats in Schanghai aber wiederum verlegt den Schwerpunkt der Handelsinteressen unberechtigterweise ganz nach Schanghai und läßt Schanghai immer noch als den allein ausschlaggebenden Hafen für Export und Import erscheinen, der er längst nicht mehr ist. Daß dem so ist, dafür genügt ein einziges Beispiel: das deutsche Reich unterhält beim Generalkonsulat in Schanghai einen „Handelssachverständigen für China“, und ohne die Persönlichkeit dieses Herrn irgendwie berühren zu wollen, darf darauf hingewiesen werden, daß es ein früherer Schanghaier Kaufmann ist, der an diesem

Platz groß geworden ist und die Handelsverhältnisse dort zweifellos kennt, der aber während seiner dreijährigen Amtsdauer auch nicht eine einzige Reise auch nach anderen Hafenplätzen des Riesenreiches oder ins Innere unternommen hat. Von den einzelnen Beamten dieses Generalkonsulats gar nicht zu reden, die ja natürlich nicht dauernd in China herumreisen können, um sich die zu ihrem Urteil unerläßlichen Unterlagen an persönlichen Kenntnissen der Verhältnisse zu schaffen. Erst wenn die ganze Konsulatsorganisation geändert wird, wenn auch die wirtschaftlich-sinologische Ausbildung der Konsuln geändert wird und wenn dann der kenntnisreichste und beste Mann aus diesem Dienste den Gesandtenposten und damit die Oberleitung über den ganzen großen Chinadienst bekommt, werden wir diplomatisch-bürokratisch zu neuen Aufgaben im neuen China gerüstet sein! Es ist ganz charakteristisch, daß sich Engländer und Franzosen längst da eine gute Presse geschaffen haben, wo unter den heutigen Verhältnissen ein Einfluß auf Regierungs- und Beamtenkreise zu gewinnen ist. Die fremde Kaufmannschaft in Schanghai, dem heute und für lange Zeit noch wichtigsten Platze an der chinesischen Küste, besitzt ihre Zeitungen und Zeitschriften, und Deutschland ist dadurch eine der besten, wenn nicht die beste Wochenschrift, den Ostasiatischen Lloyd, vertreten. In Tientsin aber, und insbesondere in Peking, wo sich die Dinge entscheiden, sind wir durch ein völlig bedeutungsloses kleines Tageblättchen vertreten, das keine eigene Meinung hat, geschweige denn für deren Eindringen in die Köpfe chinesischer Beamte und Regierender Sorge tragen kann. Es fehlt auch hier an einer gleichmäßigen Kräfteverteilung in China. Wenn freilich die Zeitungspolitik erwähnt wird, muß auch eine Unterlassungssünde der deutschen Presse berührt werden. Von einer einzigen Ausnahme abgesehen, bei der es sich um ein deutsches Blatt handelt, das als politisch kaum angesprochen werden kann, hat die deutsche große politische Presse keinen selbständigen eigenen Vertreter in Peking, der durch das Gewicht seiner Persönlichkeit, durch den Einfluß seines Blattes in der Heimat und durch seine umfassende Tätigkeit die Politik der offiziellen Vertretung seines Landes so stützen und fördern könnte, wie das die außerordentlich hoch bezahlten und zu großzügiger Repräsentation in Stand gesetzten, auch von den diplomatischen Vertretungen ihrer Länder rein äußerlich sehr hochgestellten journalistischen Vertreter großer amerikanischer und englischer Zeitungen tun können.

Politisch ist der weitaus größte Teil unserer Aufgaben in China erst noch zu erfüllen. Es ist freilich fast noch wichtiger, in der Heimat erst einmal dasjenige Interesse für den fern-östlichen Zukunftsmarkt wachzurufen, erst einmal das Interesse von den Lieferanten und industriellen Exporteuren und Importeuren weg auf die große Masse des

Volkes so zu verbreitern, daß Volk und Volksvertretung sich um diese Dinge kümmern, ihr Augenmerk auf China und die deutsche Arbeit dort lenken, womöglich sich persönliche Kenntnisse des Gebietes verschaffen und Vergleiche mit fremden Nationen und ihrer Arbeit anstellen, die uns erst zum Bewußtsein bringen können, was wir selbst geleistet haben und was uns zu tun noch übrig bleibt.

2. Land- und Forstwirtschaft in China.

China ist in solchem Maße Agrarstaat, daß hinter der Bedeutung der Landwirtschaft die heute vorhandene Industrie völlig zurücktritt. Die chinesische Seezollstatistik unterscheidet für das Jahr 1911 im ganzen 172 einzelne Artikel der Ausfuhr, von denen nahezu vier Fünftel sich auf landwirtschaftliche Produkte oder Nebenprodukte beziehen. Es war nur ein äußerlicher Beweis für den agrarischen Charakter Chinas, daß der Kaiser alljährlich im Frühjahr im Ackerbautempel in Peking mit seinen Großen und Würdenträgern erschien und selbst den Pflug führte und in die Furchen säte, um des Himmels Segen auf die Arbeit des chinesischen Landwirts herabzuflehen. Jeder Vizekönig hatte in seiner Provinz ähnliche Zeremonien zu verrichten. Freilich brauchte der chinesische Bauer weniger die kaiserliche Anerkennung seines schweren Berufes, die hierin lag, als wirklich den himmlischen Segen, denn nirgendwo wird der Erfolg der bäuerlichen Arbeit so durch Dürre und Trockenheit, durch übermäßige Regengüsse oder durch riesenhafte Flußüberschwemmungen in Frage gestellt wie gerade in China. Es ist bewundernswert, mit welcher Geduld und welchem Fleiß der chinesische Bauer arbeitet. Da führt er einen Abhang entlang mühsam eine steinerne Mauer auf und trägt Stein auf Stein von der Ebene aufwärts, dann füllt er Erde ein, und allmählich bilden sich saubere Terrassen kleiner und kleinster Felder, die von der Ferne einer deutschen Rebberganlage gleichen mögen. Dann aber kommt ein einziger Tag strömenden Regens, und von den baumlosen und waldlosen Bergen stürzen die Wassermassen ungehemmt zu Tal und reißen unbarmherzig das ganze künstliche Gebäude mit sich. Die Arbeit und die Ernte sind vernichtet. Aber schon des andern Tags holt der Landmann wieder Stein auf Stein herauf und wiederholt die mühselige Arbeit in der Hoffnung auf bessere Tage. Sorgsam, fast spielerisch, werden Wasserkanäle zur Bewässerung angelegt, in gleichmütigem Gesang treten Kulis das Paternosterwerk, das Wasser aus den tieferen Reservoirs auf die höher gelegenen Felder schöpft. Kaum daß man je einen Feldwagen oder Karren sähe, der zur Beförderung der Lasten diene; Männer und Frauen besorgen alle

diese schweren Dienste selber, spannen sich vor die Pflüge und ziehen sie durch den schweren Boden. Und welch ungenügender landwirtschaftlicher Hilfsmittel bedient sich dieser Fleiß! Zwischen dem Bambusstabe, der in früherer Zeit als eine Art Rechen dazu diente, den Boden zu lockern, und dem heutigen chinesischen Pflug, dessen Spitze so wenig tief in den Boden eindringt, liegt eine lange Reihe von Jahrzehnten, aber es ist kaum ein Fortschritt erzielt worden. Wiesen und Matten in unserem Sinne gibt es in China kaum, und die Viehhaltung ist so gering, daß natürlicher Dünger nur äußerst wenig zur Verfügung steht. Die gesamte Einfuhr künstlichen Düngers aber nach China hatte im Jahre 1911 einen Wert von nur 592261 Hk. Tls., und daß die Einfuhr im Jahre 1908 auch schon 471558 Hk. Tls. betrug, beweist, daß so gut wie keine Fortschritte in dieser Einfuhr im Laufe der letzten vier Jahre gemacht worden sind, und spricht deutlicher als alle Worte für den konservativen, Neuerungen und Fortschritten so unendlich schwer zugänglichen Sinn des chinesischen Bauern. Es sind zwar für etwa 10 Millionen Hk. Tls. Bohnenkuchen und für etwa 11 Millionen Bohnen im chinesischen Binnenhandel gehandelt worden, die zumeist Düngezwecken dienen — der Bohnenkuchen wird hauptsächlich von der Mandschurei nach dem Süden Chinas gesandt, und zwar mit Vorliebe der in uralten chinesischen primitiven Mühlen gepreßte Bohnenkuchen, weil er noch fett- und ölhaltiger ist als der in modernen japanischen Mühlen stark gepreßte Bohnenkuchen, der keinen so hohen Düngewert hat, bei dessen Fabrikation aber der Ölgewinn beträchtlich größer ist —, aber diese Zahlen sind immerhin für ein Reich von der Größe Chinas verschwindend klein. Ebenso unbedeutend ist der Export an Vieh. Es waren im Jahre 1911 annähernd ebensoviel Stück Großvieh wie im Jahre 1909, nämlich ungefähr 60000 im Werte von ungefähr 2 Millionen Hk. Tls. Fast alle Hafplätze weisen hier sogar einen Rückgang auf, nur Kiautschou erfreut sich einer beträchtlichen Steigerung von 3723 Stück im Jahre auf 5835, deren Wert sich von 112779 auf 192576 Hk. Tls. hob. Ein russischer Tierarzt hat dort jetzt seinen Sitz, der das von den Händlern angekaufte Vieh vor seinem Export nach den russisch-ostasiatischen Häfen oberflächlich untersucht. In Tsingtau werden im Schlachthause auch erhebliche Anstrengungen zur Verbesserung der Qualität des Schantung-Viehs gemacht. Man hält da zwei friesische Bullen, mit denen die an und für sich guten seuchenunempfindlichen und widerstandsfähigen Schantungkühe zusammengebracht werden, um vor allem die Milchqualität und die Milchergiebigkeit zu erhöhen. Die Kühe werden unentgeltlich gedeckt, aber mit einer Ohrmarke versehen, die dem Tierarzt bei seinen Rundfahrten durch das Land die Kontrolle erleichtert. Die Erfahrungen haben erwiesen, daß die Milchgebung besonders nach dem Kalben, wo sie früher äußerst gering war, erheblich stieg. Diese Versuche sind nicht

nur im Interesse der Milchversorgung Tsingtaus sehr wesentlich, sie werden auch die heute wenig oder gar keine Milch konsumierenden Chinesen allmählich an dieses Nahrungsmittel und seine Verwertung gewöhnen und dadurch der ganzen Landwirtschaft neue Anregung geben. Es mag hier mit erwähnt sein, daß die Ausfuhr von Ziegen von 1908 auf 1911 nur von 4507 auf 6642 stieg, die Ausfuhr von Pferden von 1265 auf 1468, deren Wert sich aber beträchtlich verminderte. Auch hier sind deutsche Versuche zur Hebung der heute ziel- und planlosen Pferdezucht in China interessant. Ein früher zur Besatzungsbrigade kommandierter deutscher Offizier hat in Gemeinschaft mit zwei Geschäftsleuten ein Gestüt in der Mongolei begründet, das in Sangendalai zwei Tagereisen von Kalgan entfernt liegt. Dort soll das kleine, aber zähe und kräftig ausdauernde mongolische Pony durch Kreuzung mit australischen und russischen Hengsten vergrößert und brauchbarer für militärische und andere Zwecke gemacht werden. Es wird auch versucht, große fremde Stuten an die Lebensweise der mongolischen Pferde zu gewöhnen. Das Gestüt wird ganz nach dem Muster deutscher Anstalten geführt und hat bereits die ersten Produkte seiner Zucht erzielt, über deren künftige Verwendbarkeit sich allerdings noch nichts sagen läßt. Die deutschen Besitzer haben dort Herden von ungefähr 1000 Stück, der Leiter des Gestüts lebte mehrere Jahre ganz nach Mongolenart in Filzjurten unter ziemlichen Entbehrungen, jetzt ist aber ein steinernes Wohnhaus errichtet worden und die ganze Anlage vergrößert worden, so daß sich es allerdings mit der einzigen Abwechslung der Jagd auf Wildgänse und Antilopen leidlich leben läßt. Leider ist gerade nach Fertigstellung dieser Anlage der deutsche Leiter Jobst eines plötzlichen Todes gestorben und die Zukunft des ganzen Versuches ist dadurch in Frage gestellt. Auch die Schweineausfuhr Chinas hat sich in den letzten Jahren über die Zahl von ungefähr 200 000 Stück nicht vergrößern können, und die Geflügelausfuhr ist sogar um ein paar hunderttausend Stück auf ungefähr 2 Millionen zurückgegangen. Dagegen hat sich die Ausfuhr von Fellen und Häuten, abgesehen von dem Rückschlag infolge der Revolution im Jahre 1911, beträchtlich gehoben. Sie machte im Jahre 1910 etwa 1,06 Millionen Hk. Tls. an Kuh- und Büffelhäuten aus, 24 000 Hk. Tls. an Pferde- und Maultierhäuten, 5,6 Millionen an Ziegen-, 200 000 an Schaffellen u. s. f. Das Aufkommen europäischer Fußbekleidungen und die Herstellung dieses Artikels im Inlande selbst wird vielleicht wieder einen Rückgang dieser Ausfuhr bringen. Als Abnehmer von Kuh- und Büffelhäuten steht übrigens Deutschland an zweiter Stelle direkt hinter Frankreich, und vor Italien und Belgien, von dessen Abnahme wohl auch ein Teil der Ausfuhr noch nach Deutschland geht.

Über die Wertsteigerung oder Minderung der chinesischen Agrar-

produkte läßt sich wenig sagen, weil eine Produktionsstatistik natürlich vollkommen fehlt, weil auch Angaben über das Wachstum der eigenen Bevölkerung und ihres Verbrauches fehlen, und weil so die Zahlen der Ausfuhr allein kein zutreffendes Bild abgeben können. Immerhin bieten sie das einzige Zuverlässige und lassen doch einen Rückschluß zu. Lassen wir das Jahr 1911 als unregelmäßig außer Betracht, so haben sich, um nur ein paar Beispiele zu nennen, die Ausfuhrwerte vom Jahre 1906 bis zum Jahre 1910 folgendermaßen entwickelt: Bohnenkuchen stieg von 7 auf 15 Millionen Hk. Tls., Bohnen von 3,2 auf 21,5, Borsten von 2,8 auf 4,4, Cassia von 1 auf 1,6, Baumwolle von 11,6 auf 28,1, Eier in frischem und verarbeitetem Zustande von 2,9 auf 4, Federn von 1 auf 1,3 Millionen, Fasern blieben mit ungefähr 3 Millionen gleich, weil die Steigerung der Ramieausfuhr durch den Rückgang der Hanfausfuhr ausgeglichen wurde, die Ausfuhr von Mehl und Weizen, die 1906 noch nicht statistisch erfaßt war, betrug 3,8 Millionen Hk. Tls., frische Früchte stiegen von 0,7 auf 1,5 Millionen, getrocknete und konservierte Früchte von 0,96 auf 1,7, Erdnüsse von 0,5 auf 3,1, vegetabilische Öle von 4,9 auf 13,2 Millionen, Lebensmittel und Gemüse von 2,7 auf 11,3, Sesamsaat von 4,5 auf 14,4, Seide und Seidenwaren, die zum guten Teil als Nebenprodukte der landwirtschaftlichen Betätigung zu zählen sind, von 55,8 auf 99,4 Millionen, Felle und Häute von Kühen und Büffeln von 5,5 auf 10,6, Ziegenfelle von 4,4 auf 5,2, Tee in allen Sorten von 26,7 auf 36 Millionen. Einzelne Artikel sind auch unbedeutend zurückgegangen, doch zeigen diese Zahlen einen so deutlichen Aufschwung, beweisen einen solchen Anreiz für die Landwirtschaft durch den lohnenden Verkauf der Waren ans Ausland, daß man wohl behaupten darf: die chinesische Landwirtschaft würde noch ungezählte Werte mehr für den Weltmarkt liefern können, fielen erst die Hindernisse weg, die heute ihre Entwicklung behindern, adoptierte der chinesische Bauer erst diejenigen modernen Methoden und Maschinen, die ihm eine bessere Ausnutzung seines Bodens gewährleisten. Es handelt sich in dieser Hinsicht zunächst um ausgedehnte Flußregulierungen, die die zahllosen jahrelange Arbeit vernichtenden Überschwemmungen zu verhindern imstande sind. Im Yangtse- und Hoanghotale bleibt hier unermesslich viel zu tun übrig. Dann aber kommen gründliche Aufforstungen der kahlen Bergrücken in Frage, damit die Niederschläge aufgehalten und verteilt werden. Das glänzendste kulturelle Beispiel wird den Chinesen hier durch die Forstverwaltung in Tsingtau geboten, der unter den schwierigsten Verhältnissen die Aufforstung der Tsingtau umgebenden Berge gelungen ist, und die den Chinesen auch beweisen kann, daß die Forstwirtschaft rein in sich ein gutes Geschäft darstellt. Die wichtigste und schwerste Aufgabe bleibt freilich die Belehrung der chinesischen Landwirte. Hier sind recht viele Versuche bisher fehlgeschlagen. Anerbieten

deutscher Firmen, ein Versuchsgrundstück in Schantung völlig kostenlos mit künstlichem Dünger zu bestellen, um dessen Nutzen allen Landwirten vor Augen führen zu können, sind abgelehnt oder verzögert, Aufforstungspläne zu den Akten gelegt worden. Es ist Aufgabe der fremden Schulen in China und insbesondere der deutschen Schulen, auch das landwirtschaftliche Gebiet gebührend zu berücksichtigen und der Jugend die Belehrung zu geben, die das Alter verschmäht. Die deutsche technische Hochschule verfolgt dieses Ziel in ihrer landwirtschaftlichen Abteilung, die in praktischer Arbeit auf Versuchsfeldern mit modernen Maschinen und nach den neuesten Erfahrungen der deutschen Wissenschaft den Chinesen andere Begriffe beibringen will. Aber auch den technischen Anstalten, die der Reihe nach in Schanghai, Hankau, Canton und so fort begründet werden sollen, sollte der Blick fürs Landwirtschaftlich-Technische nicht ganz fehlen. Vielleicht ließe sich auch von Tsingtau aus durch Verabredung mit dem Gouverneur von Schantung im Hinterlande durch Wanderkurse oder durch die Veranstaltung von Besichtigungsfahrten nach Tsingtau etwas erreichen, freilich nur in recht beharrlicher Arbeit, die sich durch Mißerfolge der ersten Jahre nicht abschrecken lassen darf. Schließlich aber muß eine großzügige Verkehrspolitik in China erst weitabgelegene Landesteile erschließen und den Hafenplätzen nahebringen, so daß ein Export agrarischer Produkte lohnend wird und ein Anreiz für die Bauernbevölkerung geschaffen wird, mehr zu produzieren, als nur ihrem eigenen Konsum dienlich ist. Kleinbahnen, Kanäle sind hier weit wichtiger als diejenigen großen Strecken, die mehr zu militärisch-strategischen und Verwaltungszwecken für China nötig sind, obgleich der außerordentlich rasch aufkommende Verkehr auf dem nördlichen Teile der Tientsin-Pukoubahn beweist, daß auch solche großen Strecken lohnende Frachten in Unmenge erbringen. Auf dem Gebiete der land- und forstwirtschaftlichen Hilfe für China decken sich die deutschen Aufgaben mit denen aller anderen Länder die deutschen Interessen mit denen des gesamten Handels. Es ist von deutscher Seite hier schon manches geschehen, vielleicht mehr als andere Nationen geleistet haben. Vielleicht wäre es aber gut, endlich auch einen landwirtschaftlichen Sachverständigen neben den Handelssachverständigen in China zu stellen, der sich um den Stand und die Methoden der chinesischen Landwirtschaft bekümmerte und fachmännische Ratschläge geben könnte, wo und wie zu einer Modernisierung der Betriebe beigetragen werden kann. Denn manchmal wird der Chineser gerade durch die allerneuesten und allergrößten Fortschritte der fremden Technik mehr erschreckt als angezogen und versagt dem größeren Fortschritte sein Vertrauen, das er einem schrittweisen und langsamen Vorgehen schenken würde. Auf der Förderung der Landwirtschaft und der Vergrößerung ihrer

Exporte aber beruht eine Hoffnung des fremden Handels und der fremden Kapitalisten, die China ungeheure Summen darleihen und im Vertrauen auf die steigenden Einnahmen des chinesischen Seezolldienstes, unter denen die Exportabgaben eine große Rolle spielen. Die Stärkung der Landwirtschaft wird erst diejenige kaufkräftige Bevölkerung schaffen, die einen starken Import für steigende Bedürfnisse tragen kann.

3. Die Entwicklung des Verkehrswesens.

Wichtiger als alle anderen Aufgaben in China ist die rasche Entwicklung der Verkehrsadern, die überhaupt erst die Grundlage für den viel prophezeiten und erträumten Aufschwung der chinesischen Volkswirtschaft abgeben werden. Es ist erstaunlich, was Export und Import bei den heutigen primitiven Verkehrsverhältnissen im Innern Chinas schon geleistet haben. Nur die Billigkeit der menschlichen Arbeitskraft, die enorm ausdauernde und schnell zufriedene Natur des chinesischen Kulis ermöglichen es, auf den kreischenden einrädigen Karren in den tief eingefurchten Geleisen und Spuren der sogenannten chinesischen Straßen Waren viele Tagereisen weit aus dem Innern zu holen oder ins Innere zu schaffen. Auf dem Bergpasse, der hinter Kalgan aus der Tschili-Ebene in die mongolische Steppe führt oder dem Passe, der hinter Poschan die große Straße nach Tsinanfu versperrt, muß man das Leben und Treiben der Menschenmassen, das Durcheinander von ächzenden und stöhnenden Räderkarren, das Holpern der federlosen festen Ochsenkarren, das Getümmel der Maulesel und Kamelherden mit dem Glockengeläute und dem wilden Schreien, Rufen und Peitschenknallen der Treiber und Träger einmal stundenlang beobachtet haben, um zu begreifen, wie schwerfällig und zurückgeblieben das alles ist, und wie viele jetzt stark angespannte Menschenkräfte zu anderen Arbeiten und Leistungen frei würden, wenn das anders wäre, Menschenkräfte, die heute durch einen einzigen Regenguß auf Tage arbeits- und verdienstlos gemacht werden. Denn alle diese Straßen im Innern Chinas, diese zumeist durch Tiere oder Menschen hart gestampften Feldpfade mit den tiefen Furchen, die nach einer Regenzeit die ersten Einräderkarren hinterlassen haben und die nun von allen folgenden Karren nachgefahren werden müssen, sind zur Regenzeit so grundlos aufgeweicht, daß ein Verkehr von Fußgängern oder Lasten ganz ausgeschlossen ist. Wohl gibt es an 2000 kaiserliche Straßen in China. Man hat sogar in früheren Zeiten nach manchen Berichten ziemlich viel Kosten und Mühe auf ihre Herstellung verwandt, man kann auch sta-

tistisch ihre Länge nach vielen Tausenden von Kilometern messen und angeben, aber in ihrem heutigen Zustande sind sie zumeist alle schlecht mit ganz wenigen Ausnahmen derjenigen Straßen, die mit Peking oder Hankau oder Tsinanfu und den größeren Provinzstädten Verbindungen herstellen. Um so mehr Bedeutung haben schon zu früher Zeit in China die Wasserwegsverbindungen durch natürliche und künstliche Kanäle gehabt. China wird ja durch den Amur, den Hoangho, den Yangtse und den Sikiang vom Westen nach dem Osten zu durchflossen und hat in diesen vier Strömen Verkehrsadern, die ziemlich weit ins Innere eine Schifffahrtsverbindung ermöglichen. Der Yangtse ist auf über 3000 km der Schifffahrt zugänglich, von seinen Nebenflüssen kann der Han z. B. auf etwa 900 km befahren werden, der Hoangho ist zwar nur zum Teil befahrbar, und gerade die Mündung ins Meer ist durch eine Sandbarre verschlossen, die den Verkehr des Flusses zu Wirtschaftszwecken sehr erschwert, der Amur aber ist wieder auf ungefähr 2400 km Länge schiffbar, und der Sikiang auf ungefähr 500 km. Alle diese Flußläufe sind durch Verbesserungen und Regulierungen, durch Sprengungen und Beseitigung von Schnellen und Felswiderständen in erheblichem Maße zu verbessern. Der Yangtse, um das größte Beispiel zu nennen, ist auf fast 1000 km von seiner Mündung bis hinauf nach Hankau zur Zeit guten Wasserstandes für große Ozeandampfer befahrbar. Von Hankau aus gehen zwei Schiffsverkehrsadern ins Innere, die eine über den Tungting-See in den Siang-Nebenfluß hinein bis über die Provinzhauptstadt von Hunan, Tschangscha nach Siangtan, einem Zentrum des Reisbaus, von dem in guter Erntezeit außerordentlich große Frachten nach Schanghai hinunter gehen. Die zweite Verkehrsader geht den Yangtse selbst flußaufwärts bis nach Itschang. Hinter dieser Stadt sperren allerdings die berühmten Stromschnellen den Weg, es ist aber mit besonders konstruierten Booten doch gelungen, durch die Schnellen durchzukommen. Chinesische Dschunken brauchen 30 bis 40 Tage, um sich stromaufwärts schleppen zu lassen. Britische und deutsche Kanonenboote, als deutsches Boot zuerst das „Vaterland“, haben die Reise in 3 und 4 Tagen gemacht, nachdem im Jahre 1899 der „Pioneer“ eines Herrn Little, der später in ein englisches Kanonenboot umgewandelt wurde, als erstes Schiff unter eigenem Dampf die Reise erfolgreich versucht hatte. Ein deutscher Versuch mit der „Suihsiang“ endete mit einem völligen Verluste des Schiffes, seitdem aber führt die „Shutung“ einer chinesischen Gesellschaft, die ungefähr 160 Tonnen Ladung nebst Passagieren in einem längsseit geschleppten Prahm nehmen kann, alljährlich einige 10 bis 15 Reisen stromaufwärts und abwärts durch, zu denen sie $5\frac{1}{2}$ bis 7, resp. $2\frac{1}{2}$ bis 2 Tage benötigt. 10 Passagiere erster und 70 Passagiere zweiter Klasse können dabei auf einer Reise befördert werden. Von Dezember bis März ruht aller-

dings der Verkehr ganz. Gerade diese beiden Wege von Hankau weiter ins Hinterland wurden hier besonders erwähnt, weil hier sich der deutschen Betätigung neue Wege eröffnen. Heute fahren japanische und englische Dampfer in regelmäßigen Fahrten nach Tschangscha und nach Itschang, während von einer deutschen regelmäßigen Schifffahrt nichts zu vermelden ist. Selbst einzelne Fahrten eines deutschen Dampferchens werden unter fremder Charter durchgeführt. Dieser deutsche Dampfer, die Mei-yü, fuhr im Jahre 1910 unter chinesischer Charter der Pinschiang-Kohlengruben, für die sie Kohlen nach Hankau herabbrachte, konnte damals allerdings nur sechs Fahrten machen, da sie im Tungting-See Havarie erlitt. Im Jahre 1911 fuhr sie unter englischer Charter zwischen Hankau und Siangtan zum Reistransport. Allerdings verkehrt jetzt auch ein deutscher Schlepperdienst zwischen Tschangscha und Hankau, der hauptsächlich Erze stromabwärts transportiert, die in einer deutschen Wäscherei in Hankau verarbeitet und dann nach Deutschland exportiert werden, und stromaufwärts für amerikanische Rechnung Petroleumladungen mitnimmt. Im gleichen Maße, wie Hankau sich von Schanghai emanzipiert und sich in seinem Handelsleben selbständig gemacht hat, werden auch in Zukunft Tschangscha und Itschang eigene Bedeutung gewinnen. Deshalb wäre es wertvoll, auch jetzt schon, wo diese Selbständigkeit sich erst anbahnt, wenn auch unter Opfern, die deutsche Flagge mehr zu zeigen, um ihr später einen Anteil an den zu erwartenden Frachten zu sichern und auch die schon heute vorhandene tatsächliche Bedeutung des deutschen Handels im Schiffsverkehr zum Ausdruck zu bringen. Vom Jahre 1904 bis zum Jahre 1910 hat sich allein der Personenverkehr zwischen Hankau, Tschangscha und Siangtan von 30000 auf ungefähr 500000 gehoben, ein deutliches Zeichen für die rasche Verkehrserschließung des bisher als so fremdenfeindlich und unzugänglich geschilderten Hunan-Gebietes.

Die deutsche Schifffahrt ist leider auch auf dem unteren Yangtse-laufe zwischen Schanghai und Hankau stark zurückgegangen dadurch, daß die regelmäßigen früheren Verbindungen auf kleineren Flußdampfern zwischen diesen Häfen verschwunden sind. Die Hamburg-Amerika-Linie hat diesen Verkehr längst eingestellt, und der Lloyd hat nach dem Verlust eines Schiffes durch Brand seine beiden anderen Schiffe zum Teil in Charter gegeben, zum Teil läßt er sie ganz unregelmäßig laufen. Gerade in dem regelmäßigen Erscheinen lag und liegt aber eine gewisse Bedeutung. Die französische Flußschifffahrt auf dem Yangtse ist schon verschwunden, nachdem die beiden Dampfer dieser Linie von den Engländern aufgekauft worden sind, heute konkurrieren von den fremden Schifffahrtslinien nur noch die Engländer mit den Japanern in erbittertem Kampfe, wobei die von der Heimat aus subventionierte Vereinigung

früher getrennt arbeitender japanischer Dampfschiffahrts-Gesellschaften dank der jährlichen Regierungsbeihilfe von nahezu 2 Millionen Mark in der Lage ist, die Frachtraten außerordentlich niedrig zu halten und dadurch die Schifffahrt für die Engländer jedenfalls kaum rentabel zu machen. Die Kampfrate von 1,80 Tael wurde zwar später durch eine Vereinbarung auf 2,50 erhöht, doch unterboten die Japaner durch geheime Returns auch diesen Satz. Es ersetzt den Rückgang der deutschen Flagge in der Flußschifffahrt nur unvollkommen, daß die Ozeandampfer der Hamburg-Amerika-Linie zur günstigen Jahreszeit häufiger als früher bis Hankau fahren und dort gute Frachten finden. Im Jahre 1910 waren eben unter 3844 ein- und ausklarierenden Schiffen Hankaus 1251 englische, 1159 chinesische, 904 japanische und nur 298 deutsche, und das in einem Hafen, dessen Handel zu 60 bis 70 Proz. des Exports und 25 bis 30 Proz. des Imports in deutschen Händen liegt! Im Jahre 1909 war das Verhältnis noch etwas besser, da von 3527 ein- und ausklarierenden Schiffen 1150 englischer, 896 chinesischer, 893 japanischer und 336 deutscher Nationalität waren. England, Japan und China haben also gewonnen, Deutschland hat eingebüßt. Im umgekehrten Verhältnis aber ist der deutsche Anteil am Gesamthandel gestiegen! Auf den Rückgang der deutschen Küstenschifffahrt an der chinesischen Küste, die ehemals außerordentlich groß war und dann immer mehr zurückging, ist es auch zurückzuführen, daß der Anteil der deutschen Flagge am gesamten chinesischen Schiffahrtsgeschäfte im letzten Dezennium nicht so ganz befriedigen kann. Die Zahl der ein- und ausklarierenden Schiffe betrug im Jahre 1900: 69230 mit 40807242 Tonnen. Im Jahre 1910 waren es 219810 Schiffe mit 88776689 Tonnen. Das verteilt sich auf die einzelnen größeren Länder folgendermaßen:

	1900		1905		1910	
	Schiffe	Tonnage	Schiffe	Tonnage	Schiffe	Tonnage
Deutschland .	3527	4032147	7337	8187871	5361	7060521
England . . .	22818	23052459	30442	35095658	28000	34253439
Japan	4917	3871559	25850	6238918	31197	18903146
Amerika . . .	1311	474479	689	1293416	1286	725279

Wertvoller als diese rein äußerliche Zählung der Schiffe und ihrer Raumgehaltenes ist eine Statistik über den prozentualen Anteil jeder Flagge an der gesamten chinesischen Schiffahrts-Tonnage: (siehe nebenstehend.)

In Nordchina wird die deutsche Flagge ziemlich viel gezeigt durch die regelmäßige Postdampferverbindung Schanghai—Tsingtau—Tsch-

Flagge	1900	1901	1902	1903	1904	1905	1906	1907	1908	1909	1910
Deutschland	9,88	15,58	13,37	12,76	11,2	11,25	9,86	8,29	7,84	8,35	7,95
England . .	56,49	54,01	49,91	49,08	51,64	48,24	44,12	41,59	40,96	39,21	38,58
Japan . . .	9,49	11,40	13,61	13,90	6,73	8,58	15,01	19,47	21,50	21,84	21,29
China . . .	22,55	13,29	17,30	17,29	23,16	22,55	21,35	20,83	20,18	20,58	22,08

fu—Tientsin—Dalni, die hauptsächlich den Interessen Tsingtaus und seines Anschlusses an die Haupthäfen- und Eisenbahnknotenpunkte dient. Im Süden Chinas geht der Anteil der deutschen Flagge besonders in den kleineren Küstenplätzen zurück. Zwar erscheint die deutsche Flagge in Swatau noch an zweiter Stelle direkt hinter der englischen, weil dort das Auswanderergeschäft hauptsächlich in den Händen deutscher Reeder liegt, in Amoy aber ist der Anteil Deutschlands stark zurückgegangen, nachdem die Hamburg-Amerika-Linie ihre Schiffe nicht mehr zur Kulibeförderung nach dem Süden dort anlaufen läßt. In Futschau nimmt während der Teesaison die deutsche Flagge einen recht beträchtlichen Teil der gesamten Ausfuhr mit weg.

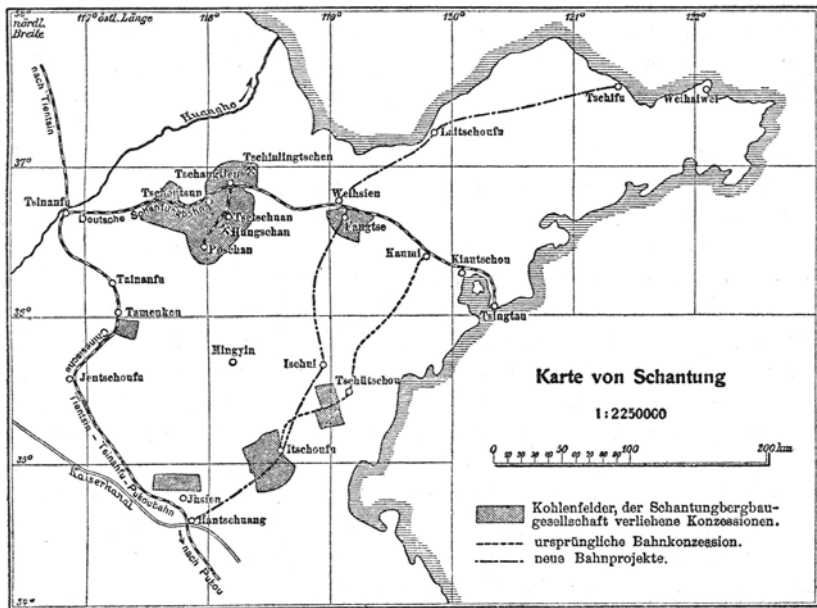
Es gibt eine Anzahl von künstlichen Wasserstraßen in China, deren Zustand aber alles andere als befriedigend genannt werden kann. Das größte und berühmteste Bauwerk ist der Kaiserkanal, dessen Ausdehnung ungefähr 1300 km beträgt und der für die Großzügigkeit früherer chinesischer Zeiten Zeugnis ablegt. Für den Binnenverkehr Tientsins mit Hangtschou spielt er im Ganzen keine Rolle mehr, während er immerhin noch manche lokale Bedeutung hat. Gründliche Reparaturarbeiten könnten auch hier belebend auf Wirtschaft und Handel wirken. Die Verbesserung der billigen Wasserwege regt nicht nur die Landwirtschaft zu Exportarbeit an, sondern gibt auch ungezählten Tausenden von Schiffern und Treidelkulis Brot und Nahrung. Sie liegt gleichmäßig im Interesse der Chinesen wie des fremden Handels. Leider ist sie gegenüber den mächtig aufgekommenen Bestrebungen zum Bau von Eisenbahnen stark in den Hintergrund getreten, so daß heute die Frage des Verkehrs in China fast gleichgesetzt wird der Frage des Baues von neuen Eisenbahnen.

Im Jahre 1876 wurde die erste Eisenbahn auf chinesischem Boden eröffnet, die Schanghai mit Wusung verband. Die Chinesen kauften diese Schmalspurbahn bald von den fremden Erbauern zurück, und die Schienen wanderten kurze Zeit darauf nach Formosa, wo sie unbenutzt lagen. Erst im Jahre 1897 folgte diesem Anfang die Tientsin-Peking-Eisenbahn. Im Jahre 1911 besaß China schon rund 10000 km Eisenbahnen, und einige tausend Kilometer waren im Bau. Zwischen dem Jahre

1897 und dem 9. Mai 1911, der das verhängnisvolle Verstaatlichungsedikt Tschengkungpaos brachte, liegt also eine starke Entwicklung neuer Verkehrsadern, über die im einzelnen hier nicht zu reden ist, von der nur so viel hier wiedergegeben werden muß, wie zum Verständnis der deutschen Leistungen und Aufgaben hier nötig scheint. Von den bis jetzt erbauten Eisenbahnen ist eine einzige nur von Chinesen, d. h. unter Oberleitung eines in Amerika ausgebildeten Chinesen, mit chinesischem Kapital von 8 Millionen Taels in einer Ausdehnung von 220 km von Peking nach Kalgan gebaut worden. Sie ist normalspurig und bildet die Grundlage für die künftige Mongolei-Bahn, die über Urga und Kiachta, im großen Ganzen der uralten Karawanenstraße folgend, auf die sibirische Bahn in der Nähe des Baikalsees bei Werschne-Udinsk stoßen und dann die Fahrt nach Ostasien um vieles verkürzen wird. Man wird bei Prüfung aller Schwierigkeiten sagen können, daß diese Bahn von geschulten Fremden mit reicher Erfahrung vielleicht etwas besser hätte angelegt werden können, daß manches an ihr fachmännisch zu tadeln sei, im Ganzen ist sie in guter Führung und gutem Zustande und erfüllt ihre Aufgabe vollkommen. Da auch die Materialien, mit Ausnahme der Lokomotiven, chinesisches Erzeugnis sind, so darf gesagt werden, daß hier das Gesellenstück chinesischer Eisenbahnbaukunst vorliegt, dem in nicht allzu ferner Zeit auch die Meisterarbeit folgen wird. Für eine einzelne Bahn von beschränkter Länge reichte die chinesische Kraft jetzt schon aus, für größere und schwerere Fälle wird es in den nächsten Jahren am nötigen geschulten Ingenieurmaterial wohl noch fehlen, und so wird China, will es wirklich ernstlich ein großzügiges Verkehrsnetz schaffen, auf die zwei Wege angewiesen sein, die es bisher schon gegangen ist: entweder den Bahnbau an die Fremden zu konzessionieren und durch sie auch den Bahnbetrieb vornehmen zu lassen, oder den Bau in eigene Regie zu nehmen, aber fremde Ingenieure und fremde Kapitalien heranzuziehen, was gleichbedeutend ist mit der Überlassung der Lieferungen an die das Kapital vorschießenden Länder und ihre Industrien. Als Beispiele der ersteren Art seien genannt die ost-chinesische Bahn, die von den Russen in der Spurweite ihrer Bahnen als Fortsetzung der sibirischen Bahn durch die Nordmandschurei geführt wurde, die südmandschurische Bahn, die nach dem Ende der russischen Herrschaft von den Japanern zuerst in ihrer eigenen Spurweite, später dann in der Normalspur erbaut wurde und die Verbindung der Liaotunghalbinsel mit dem sibirischen Bahnnetze herstellt, und schließlich die deutsche Schangtung-Bahn, die Tsingtau mit der Provinzhauptstadt Tsinanfu verbindet. Diese drei Bahnen haben etwa 1700, 1200 und 450 km Länge, stellen also ungefähr ein Drittel der vorhandenen Bahnen in China überhaupt dar. Zu den letzteren zählen alle übrigen großen Bahnen in China, wie die Peking-Mukden-Bahn, die Peking-Hankau-

Bahn, die Tientsin-Pukou-Bahn, und so fort. Es scheint ziemlich sicher, insbesondere nach dem stark nationalistischen oder chauvinistischen Zuge, der die letzte Revolution beherrschte, daß die Zeit der Bahnkonzessionsverleihungen an Fremde vorüber ist, abgesehen von Bahnstrecken, die noch alten Konzessionen entspringen, oder kleineren Strecken lokalen Charakters. Der Bahnbau auf den noch ausstehenden Hauptstrecken wird sich als chinesischer Bahnbau mit Heranziehung fremder Bauleitung vollziehen. Von den Bahnbauten, die von fremden Konzessionären ausgeführt wurden, interessiert hier am meisten die deutsche Schantung-Bahn, die zur Zeit ihrer Erbauung (im September 1899 wurde ihr Bau begonnen) sicherlich modern und für chinesische Verhältnisse sogar sehr gut war, die aber heute, was ihren ganzen Betrieb angeht, einen Vergleich mit anderen chinesischen Bahnen nicht mehr aushalten kann, speziell nicht mit der gleichfalls von Deutschen, aber in chinesischem Auftrage erbauten Nordstrecke der Tientsin-Pukou-Bahn, die ja auch die Provinzhauptstadt Tsinanfu berührt. Es ist nicht ohne Interesse, die beiden Bahnen, die japanische Mandschurei-Bahn und die deutsche Schantung-Bahn, zu vergleichen, wenn natürlich von vornherein erwähnt werden muß, daß die eine Anschluß an ein mächtiges Eisenbahnnetz gewährt, während die andere, ein halbes Jahrzehnt früher gebaut, mit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Die japanische Mandschurei-Bahn ist peinlich sauber gehalten, ihre Frachttarife sind im Konkurrenzkampf mit der russischen Bahn, die den Endpunkt in Wladiwostok hat, ziemlich niedrig geworden, ohne daß das dem wachsenden Verdienste der Bahn geschadet hätte, die Bahngesellschaft hat durch eine außerordentlich großzügige Reklame, durch Auflegen von Fahrplänen und Landkärtchen in allen Hotels an der ganzen ostasiatischen Küste, durch Ausgabe von gedruckten Reiseführern entlang der Strecke, die die Reisenden auf alle sehenswerten Punkte aufmerksam zu machen hatten, durch Errichtung und den Betrieb vor der Hand unlohnender, aber moderner und glänzend geführter Hotels in den wichtigsten Bahnstädten und durch vieles andere mehr dazu beigetragen, ihre Bahn bekannt und beliebt zu machen, ihr einen ausgezeichneten Ruf im Osten zu sichern. Derartiges ist über ein Jahrzehnt lang von der deutschen Bahngesellschaft versäumt worden. Man fährt heute in der deutschen Bahn weniger sauber und unbequemer, auch was die dritte Fahrklasse angeht, als in irgendeiner der modernen Bahnen in China, ganz abgesehen davon, daß man Gepäckfrachten bezahlt, die in Ostasien sonst unerhört sind. Von Speisewagen oder derartigem, das seit Jahren bei den anderen Bahnen eingeführt war, ist ein Jahrzehnt lang nicht die Rede gewesen, wenn man einen traurig schmutzigen Küchenwagen nicht so nennen will, während alle übrigen Bahnen, gerade was den Komfort ihrer Reisenden

angeht, sich stets verbessert haben. Erst in allerjüngster Zeit zwingt die drohende Konkurrenz der übrigen Bahnen und die Abwanderungsgefahr auch die deutsche Bahn zu gründlichen Reformen, zur Herausgabe von Fahrplänen und Reiseführern, und vor allem zu einer freundlicheren Behandlung ihrer europäischen Reisenden, die man bisher nur als notwendiges und teures Übel angesehen hatte. Die Tientsin-Pukou-Bahn mit ihren außerordentlich schweren Lokomotiven und ihrem Bau, der im ganzen vollkommen den Anforderungen etwa preussischer Staatsbahnen entspricht, wird die deutsche Schantung-Bahn



Die deutschen Bahninteressen in Schantung.

auch zu einer Verstärkung ihres Oberbaues oder doch zum mindesten ihrer Brückenanlagen zwingen, wenn ein Durchgangsverkehr auf beiden Strecken einmal eingerichtet werden sollte, da heute das Lokomotivmaterial der neuen Strecke auf der Schantung-Bahn nicht fahren kann. Auch für den Verkehr europäischer Reisender auf der Strecke, und damit für das Leben und die Interessen Tsingtaus könnte manches geschehen, so durch den Bau eines anständigen Unterkunftshauses in dem entzückenden, nur zu wenig besuchten Poschan, dessen Heimindustrien und landwirtschaftliche Schönheiten wohl manchen Besucher anziehen

könnten, sowie in der Provinzstadt Tsinanfu, in der man heute primitiv übernachten muß, da es Nachtverbindungen auf beiden Strecken noch nicht gibt.

Muß der Deutsche gestehen, daß die von Deutschen geleitete Schantung-Bahn nicht ganz auf der Höhe steht, die seit ihrer Erbauung andere chinesische Bahnen erklommen haben, so darf er stolz hinzufügen, daß die modernste und erste Bahn, die China überhaupt hat, gleichfalls von Deutschen und ganz in der Nähe erbaut worden ist, die Nordstrecke der Tientsin-Pukou-Bahn, die etwa $\frac{2}{3}$ der Gesamtstrecke ausmacht. Das letzte Drittel dieser in der Abkürzung Tsinpu genannten Bahnstrecke ist von den Engländern erbaut, England und Deutschland haben auch gemeinsam das Kapital (bisher 160 Millionen Mark) geliehen. Die deutsche Strecke von etwa 625 km ist zwar nicht billig gebaut, aber der Oberbau und das Wagen- und Lokomotivmaterial entsprechen den strengsten deutschen Anforderungen, und vor allem die Stationsgebäude sind in ihrer architektonischen Wirkung und praktischen Anlage insbesondere von englischen Reisenden anerkannt worden, die sie im Vergleiche mit der Leistung ihrer Landsleute auf der südlichen Strecke besonders lobten. Auf der deutschen Strecke befindet sich bei Lokou der Übergang über den gelben Fluß, eine große Brücke von 1255 m, die die glänzendste Leistung europäischer Technik im jungen China darstellt. Diese von der Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg erstellte Brücke war ein recht schwieriges Bauwerk. Zuerst sollte sie 21 Öffnungen haben und etwa 6,5 Millionen Mark kosten, schließlich wurde sie nach manchen Abänderungen infolge der Wünsche der chinesischen Notabeln mit 12 Öffnungen, aber dafür mit 12 Millionen Mark Kosten, und um ein Jahr verspätet im Dezember 1912 dem Verkehr übergeben und dadurch die ganze Strecke erst wirtschaftlich nutzbar gemacht, da die bisher nötige Überquerung des Hoangho in kleinen Trajektbooten die Ausnutzung der Bahn als Frachenträgerin verhindert hatte. Das Werk des Brückenbaues über den schlammigen und reißenden Hoangho wird in der Geschichte der modernen Technik seinen Platz haben. Auf Betoneisenpfählen von 15 m Länge ruhen die Fundamente der Flutpfeiler, sie liegen mit ihrer Sohle 7 bis 9 m, die Pfahlspitzen 20 bis 21 m unter der Terrainoberkante. Die vier Strompfeiler sind pneumatisch abgesenkt, und zwar der eine Mittelpfeiler ohne Pfähle mit seiner Sohle bis auf 25 m unter Niedrigwasser oder 17 m unter die Flußsohle, die übrigen drei mit Fundamentsohle bis auf 17 m unter Niedrigwasser. Darunter sind noch Betoneisenpfähle eingetrieben, deren Spitzen 27 bis 29 m unter die Wassertiefe herunterreichen. Die Gesamthöhe des größten Pfeilers beträgt 36 m, die eisernen Pylonen des Aufbaues über den beiden Mittelpfeilern sind 20 m hoch über den Auflagesteinen. Die Brücke

ist $9\frac{1}{2}$ m breit und vor der Hand für den eingleisigen Verkehr eingerichtet, jedoch so, daß sie ohne große Kosten jederzeit in eine zweigleisige umgewandelt werden kann, wobei dann nur die heute innen zu beiden Seiten des Geleises angeordneten Fußpfade nach außen verlegt werden. Der eiserne Oberbau wiegt rund 8700 Tonnen, mit dem Eisen in den Caissons der vier Stropfpfeiler enthält die Brücke 11000 Tonnen Eisen. Die Brücke hat 9 Flutöffnungen von je 91,5 m, und drei Stromöffnungen von zweimal 128,1 m und einmal 164,7 m. Diese letztere Mittelöffnung wurde überbrückt, ohne daß ein Gerüst geschlagen worden wäre, man arbeitete von beiden Seiten her die Brücke freischwebend zusammen. Wenn auch die Hoangho-Brücke der Peking-Hankau-Bahn mit ihren 2700 m mehr als doppelt so groß ist als die neue Brücke, so kann sie sich doch in ihrer architektonischen Form, und was die Schwierigkeiten des Baues angeht, nicht im entferntesten mit ihr messen.

Die Zeit des Eisenbahnbaues hat in China kaum erst begonnen. Es ist an anderer Stelle schon kurz berührt worden, wie sehr das Problem des Eisenbahnbaues in China zunächst politisch und militärisch-strategisch, und erst in zweiter Linie wirtschaftlich aufzufassen ist. Jedenfalls gilt das für die bis jetzt gebauten und für die in allernächster Zeit zu errichtenden Linien. In einem in sich geschlossenen und von der Außenwelt kaum gekannten China konnte man es zufrieden sein, von der Reichshauptstadt aus in entfernte Provinzteile wochen- oder gar monatelang beschwerlicher Reise erdulden zu müssen. Sobald aber die unvermeidliche Einbeziehung des Reiches der Mitte in den Welthandelsverkehr kam und damit die Ausdehnung der Expansionsbestrebungen der Weltmächte auch auf chinesischen Boden, war es nötig, in ganz anderer Weise als vorher solchen Tendenzen eine nationalistische oder zentralistische chinesische Politik gegenüberzustellen. China hat das in den ersten Jahrzehnten seiner engeren Beziehungen mit den Fremden verabsäumt und verdankt dieser Vernachlässigung alle seine militärischen und diplomatischen Niederlagen nach außen und im Innern manche Schwächung der Zentralgewalt, wenn nicht zuletzt den Sturz der ganzen Mandschudynastie. Wenn überhaupt ein Reich von solcher Ausdehnung als Einheitsstaat zusammenzuhalten war, dann war das nur möglich, durch eine Zusammenschweißung der sonst auseinanderstrebenden Provinzentwicklung in eine einheitliche Linie, durch ein peinliches Vermeiden des Aufkommens einer chinesischen Main-Linie, die man dort mit Yangtse-Linie bezeichnen könnte. Dazu aber gehörten Verbindungslinien zwischen Nord und Süd und Ost und West, völliges Niederreißen aller Zoll- und Wirtschaftsschranken zwischen den einzelnen Reichsteilen, eine großzügige Wirtschaftspolitik, die auf einen Ausgleich von Produktion

und Konsumtion im ganzen Reiche hinsteuerte. Nichts von alledem ist in China geschehen. Obgleich die Revolution als eines der ersten Ziele richtig die Notwendigkeit der Abschaffung des Likins erkannte, hemmen diese schädlichen und handelsvernichtenden Binnenzölle immer noch einen regen Binnenverkehr und wirken, je weiter man ins Landinnere kommt, desto verkehrsfeindlicher, weil mit jeder zu durchschreitenden Provinz die einzelnen Landesabgaben wachsen und die Ware verteuern. Noch in den letzten Jahren war der Austausch von Lebensmitteln und Wirtschaftsgütern im Reiche so schlecht, daß Ernteeüberfluß in der einen und Mißernten und Mangel in der anderen Provinz nebeneinander vorkamen. Politisch aber ist die Trennung der chinesischen Main-Linie immer schärfer zum Ausdruck gekommen, ist die Macht der Zentralregierung immer mehr zurückgegangen. Erst als es schon zu spät war, erkannte das mandschurische Regime, wie das Mittel des Eisenbahnbaues allen diesen Lockerungsbestrebungen entgegenzuarbeiten geeignet war und erließ das Edikt vom 9. Mai, das die Verstaatlichung aller Eisenbahnhauptlinien im Interesse der Aufrechterhaltung einheitlicher Gewalt und Ordnung aussprach. Es ist eine andere Frage, ob Tschengkungpao, der seit dem Januar Verkehrsminister war und sicherlich zu den klügsten und wirtschaftlich kenntnisreichsten Männern Chinas zählte, die Ausführung dieser Absicht richtig in die Wege geleitet hat, ob die auf jenes Edikt folgende Empörung der Provinz-Notabeln nicht bei diplomatischer Schonung ihrer materiellen und ideellen Empfindlichkeiten zu vermeiden gewesen wäre, darüber aber, daß jener Schritt als solcher richtig war, sind auch die heutigen Republikaner einig. Nur dem Bestehen und dem guten Funktionieren der Peking-Hankau-Bahn verdankten es die kaiserlichen Truppen, daß sie so rasch und ordnungsgemäß ihren Aufmarsch während der Revolution vollziehen und militärisch am 27. November 1911 Herr des Städtezentrums Hankau—Hanyang—Wutschang sein konnten. Nur dem raschen Ausbau der Tientsin-Pukou-Strecke verdankte es der energische Verteidiger Nankings, Tschangsün, daß er nach dem Verrate und dem Falle der alten Taiping-Stadt sich vor der Übermacht der Revolutionäre nach Süd-Schantung zurückziehen konnte. Wenn aber die Mandschurei in den letzten Jahren wieder enger an das chinesische Verwaltungssystem angegliedert wurde, so fällt auch hier ein beträchtliches Verdienst dem Bestehen der Eisenbahnverbindung Peking—Mukden zu, die einen raschen Waren-, Personen- und Gedankenaustausch ermöglichte. Das dringendste Erfordernis vom politischen und militärischen Standpunkte aus muß für China der Ausbau des Nord-Südbahn-Systems sein, das man generell als militärisch-strategisches bezeichnen kann, während dem zweiten System der West-Ostbahnen mehr wirtschaftliche und Han-

delsbedeutung zukommt, wobei allerdings nicht streng dogmatisch geschieden werden soll, da beide Bedeutungen sich vielfach durchdringen. An der Bahn Hankau—Canton, die eine Vollendung der großen Nord-Südstrecke von Mukden bis zum äußersten Süden bringen soll, wird, was das Pläneschmieden angeht, seit Jahren gearbeitet. Eröffnet sind von der großen Linie ungefähr 150 km, etwa ein Achtel der ganzen Strecke, vorhanden ist im Norden der Anschluß an den Hafen Hankau und, vor der Hand bei Inanspruchnahme von Fährbooten bis zur Lösung der Frage einer Überbrückung oder Untertunnelung des Yangtse, der Anschluß an das Bahnnetz nach Norden, im Süden besteht Anschluß an den Hafen Canton und durch die bereits vollendete Bahn nach Kaulun auch eine Verbindung mit dem Hafen Hongkong, die Bahn wird also sehr rasch auch kommerzielle Bedeutung gewinnen können und den Überland-Personenverkehr vom Süden zum Norden bekommen. Vor allem aber wird sie politisch verbindend wirken. Es läßt sich heute nicht voraussagen, ob die ruhigere, bedächtigere Art des Nordchinesen und seine im Ganzen monarchische Gesinnung nach Süden zu Eroberungen wird machen können, oder ob nicht der impulsive intelligente Südchinese gerade infolge der Bahnverbindung eine raschere Ausbreitung seiner Ideen im Norden erreichen wird. Dem Verstehenlernen und Näherkommen der beiden so verschiedenen Reichsteile wird die Bahn aber sicherlich nützen. Der Bau dieser Bahn ist durch die Verabredung der vier Mächte Deutschland, England, Frankreich und Amerika den britischen Interessenten übertragen worden, die ja rein wirtschaftlich auch das größte Interesse daran haben, dem britischen Hongkong Wege ins Innere zu eröffnen. Deutschland fällt nach dieser Verabredung, die in der Hukuang-Anleihe von 1911 ihren finanziellen Ausdruck fand, ein Stück zu, das zunächst mehr wirtschaftliche Aufgaben hat, dem später nach seiner Vollendung aber auch starke politische Bedeutung zukommt. Fast ebenso wichtig wie die Angliederung des Südens an das Reich ist die Einbeziehung der auf dem Flußwege des Yangtse infolge der Stromschnellen oberhalb Itschangs nur mit Mühe, und auf dem Landwege bei der Abschließung durch hohe Gebirge erst recht schwierig zu erreichenden Setschuan-Provinz in das Reichsganze. Diese Provinz gehört zu den reichsten, aber auch politisch selbständigsten des Reiches, ihre Geschichte ist reich an Aufständen und Erhebungen, ihre Bahnverbindung mit dem Osten wird zu einer gewaltigen Erschließung der reichen Agrarproduktion und der Bodenschätze und damit zu einer Annäherung an die schon weiter vorgeschrittenen Provinzen führen. Von der Station der Peking-Hankau-Bahn, Kuangschui in der Hupe-Provinz, soll eine Bahn nach Siangyang führen, einer wichtigen Handelsstadt am Hanflusse (dem Nebenflusse des Yangtse), an einer Stelle, wo in diesen ein kleiner Flußlauf

mündet, der eine Wasserwegsverbindung nach der Honan-Provinz schafft. Von hier soll die Bahn nach Süden führen und Itschang am Yangtse erreichen, das ja Flußdampferverbindung nach Hankau besitzt und das als Handelsplatz durch die Erschließung seiner Umgebung neue Bedeutung gewinnen kann. Dann läuft die Bahn ziemlich westlich, parallel mit dem Yangtse nach Kueitschu, dem östlichsten Yangtse-Hafenplatze der Setschuan-Provinz. Dieser letztere Teil soll nach dem internationalen Verteilungsplan den Amerikanern zufallen, während die zuerst genannten Strecken unter deutscher Oberleitung zu errichten sind. Die geplante Verbindung von Itschang direkt nach Hankau fiel dann wohl auch deutschen Interessenten zu, während über die Fortsetzung der Bahn von Kueitschu nach der Provinzhauptstadt Tschengtu noch nichts bestimmt ist. Insgesamt wird die ganze Bahnstrecke etwa 1300 km lang werden, von denen in Hupe etwa 500 bis 600 km auf die deutsche Bautätigkeit entfallen werden. Da die Vierstaatenanleihe für den Hukuang-Bahnbau schon abgeschlossen ist, werden diese Bahnen nach der endgültigen Regelung der großen Reorganisationsanleihe und nach der erfolgten Anerkennung der chinesischen Republik zu den ersten wirtschaftlichen Arbeiten der Republik zählen. Damit wird dann nach dem Ausbau der großen Nord-Südstrecken Mukden-Canton und Tientsin-Pukou die erste große West-Oststrecke in Angriff genommen, von der man sich so großen wirtschaftlichen Aufschwung im Lande verspricht. Von solchen großen West-Ostlinien sind noch mehrere geplant. Zu einer derartigen Bahn ist der Grund durch die Peking-Kalgan-Bahn bereits gelegt; die Bahn soll, wie schon erwähnt, vom Baikalsee durch die Mongolei über Peking nach Tientsin gehend, eine Annäherung und wirtschaftliche Erschließung der Mongolei bringen und damit auch für den Weltreiseverkehr und den Austausch hochwertiger Güter eine erhebliche Abkürzung der Reisedauer bringen. Ein zweiter großzügiger West-Ostplan ist im September des Jahres 1912 einem belgischen Syndikat „Companie générale de chemins de fer et de tramways en Chine“ konzessioniert worden. Diese Bahn soll von der Provinz Kängsu über Schensi und Honan führen und in der Kiangsu-Provinz endigen. Sie würde also von der Hauptstadt der zuerst erwähnten Provinz Lantschou nach Sianfu gehen, von hier nach Honan und Kaiföng, in Sütschoufu die Tientsin-Pukou-Bahn schneiden und in Haitschou enden. Die Hauptstädte, die diese Strecke berühren würde, haben allein über 2 Millionen Einwohner, die Provinzen sind reiche Getreide- und Obstländer, zum Teil mit zwei Ernten im Jahre, ihr Gehalt an Bodenschätzen ist noch gar nicht völlig erforscht, doch weiß man, daß reiche Schätze vorhanden sind. Die Bahnstrecke wird eine der zukunftsreichsten wirtschaftlichen Strecken in China werden. Sie interessiert hier deshalb ganz besonders,

weil als ihr Endpunkt Haitschou gedacht ist. Über die Meeresküste der Kiangsu-Provinz nördlich der Yangtse-Mündung heißt es in dem Standardwerke von Richard über die Geographie Chinas, daß sie langgestreckt, nieder und flach sei und daß ungeheure Sandbänke ihr vorgelagert sind, zwischen denen es nur schmale Kanäle gibt. Die bedeutendste dieser Sandbänke liegt südöstlich von Haitschou und heißt die Tascha oder die große Sandbank. Sie ist mehr als 140 km lang und nahezu 50 km breit. Sie ist wie alle übrigen durch Sand und allerhand Anschwemmungen des Hoangho gebildet worden, der ja in früheren Zeiten in der Bucht von Haitschou mündete und dessen heutige Mündung gleichfalls durch eine unsichtbare Sandbank den Dschunkenverkehr vom Meer in den Fluß hindert. Es ist auffällig, daß als Endpunkt einer neuen, so wichtigen Bahn eine Bucht gewählt wird, der alle natürlichen Voraussetzungen zu einem guten Hafen vollkommen fehlen. Allein Haitschou liegt ziemlich in der Mitte zwischen Tsingtau und Schanghai, und so erklärt sich seine Wahl aus dem nationalistisch-chauvinistischen Wunsche mancher Jungchinesen heraus, für den deutschen und den internationalen Hafen eine Konkurrenz zu schaffen. Schanghai mit dem natürlichen Hinterland des Yangtse-Tales wird diese Konkurrenz besser ertragen können, weil es ja zudem mit seinem Wirtschaftsgebiet den durch die Bahn zu erschließenden Ländern ferner liegt als Tsingtau, dessen Interessen stark bedroht würden, wenn ihm hier ein Konkurrenzhafen eröffnet würde, der den Handel Südschantungs und der an Schantung angrenzenden Provinzen wegziehen könnte. Es besteht deshalb ein dringendes politisches und wirtschaftliches Interesse, daß es der deutschen Diplomatie gelingen möge, die Trassierung jener West-Ostbahn so zu erreichen, daß sie Tsingtau als Endpunkt wählt. Die Chinesen und die Bahnunternehmer davon zu überzeugen, dürfte nicht so sehr schwer sein, da in Tsingtau doch ein Hafen allererster Qualität zur Verfügung steht, während in Haitschou ungezählte Millionen erst für die allernötigsten Hafenbauten angelegt werden müßten. Von der geplanten West-Ostbahn ist das Stück von Kaiföng nach Honan, das in Tschengtschou die Peking-Hankau-Bahn schneidet, schon fertiggestellt; die 220 km sind von einem französisch-belgischem Syndikat unter französischer Oberleitung mit etwa 35 Millionen Mark Kosten erbaut und im Jahre 1909 dem Verkehr übergeben worden. Diese Strecke umfaßt ungefähr ein Achtel der ganzen über 1700 km langen Bahnstrecke.

Bei der Prüfung der Frage, wie es zu erreichen wäre, das Bahnenende dieser neuen Bahn nach Tsingtau zu bekommen, wird man sehen, wie sehr es sich rächt, daß nicht früher vom deutschen Schutzgebiete aus eine großzügige Bahnpolitik getrieben worden ist. Man hat sich dort allzu lange mit der einzigen Schantung-Bahn nach Tsinanfu

begnügt, ohne an die Zukunft zu denken. Die im Kiautschou-Vertrage an Deutschland konzessionierte Bahn von Tsingtau nach dem Süden Schantung, nach Itschoufu, die von dieser Stadt aus eine Verbindung mit der Provinzhauptstadt Tsinanfu bekommen sollte, ist jahrelang ungebaut geblieben. Inzwischen hat die projektierte Trassierung dieser Bahn, die mit der Schantung-Bahn also ungefähr ein Dreieck bilden sollte, eine Änderung erfahren dadurch, daß man aus bautechnischen Gründen nicht Tsingtau, sondern Kaumi an der Schantungbahn als Endpunkt wählte und diesen Endpunkt wohl nach neueren Studien noch etwas mehr nach Westen verlegen wird, so daß die neue Bahn in der Gegend von Fangtse auf die Schantung-Bahn treffen würde. Die Verbindung von Itschoufu mit Tsinanfu ist aber inzwischen durch die Tientsin-Pukou-Bahn über den Haufen geworfen worden, die ja mit Zustimmung Deutschlands und mit deutschem Kapital und Material gebaut worden ist. Es erscheint aber selbstverständlich, daß eine Verbindung der neuen Bahn und Itschoufus mit Tsinanfu, wenn auch nicht im früheren Sinne, hergestellt werden muß durch Weiterführung der neuen Bahn nach der Tientsin-Pukou-Strecke, und zwar über die kohlenreiche Gegend von Ihsien ungefähr nach Hantschuang, wo die Tientsin-Pukou-Bahn den Kaiserkanal trifft und wo die neue Bahn also nach Norden über Tsinanfu nach Tientsin und nach Süden nach Pukou Anschluß fände. Die Ausführung der Konzession für diese, früher unter dem Namen Kaumi-Itschoufu viel genannte, besser also Fangtse-Hantschuang zu nennende Bahn wurde von Deutschland aus politischen Gründen aufgeschoben, und man gab sie sogar an die Chinesen zurück (allerdings ist es zu einem bindenden Abkommen in dieser Frage nicht gekommen) mit der Bedingung, daß sie von den Chinesen bis zum 1. Januar 1914 unter Inanspruchnahme deutscher Mittel und Materialien ausgeführt sein müßte. Inzwischen ist nichts in der Bahnfrage geschehen, es ist schon heute klar, daß die Chinesen die Bedingung nicht erfüllen und daß die Konzession demgemäß nach der Verabredung an Deutschland zurückfällt. Bestände heute die Strecke schon, so wäre es nicht zu erwarten gewesen, daß der Plan einer Kaiföng-Haitschou-Strecke hätte aufkommen können. Ganz abgesehen davon, daß nach fachmännischem Gutachten die Ausführung der deutschen Konzession allein durch die Fruchtbarkeit der von ihr durchzogenen Schantungprovinzgebiete rentabel und für Tsingtau förderlich erscheint, müßte die deutsche Konzession aber auch deshalb schleunigst ausgeführt werden, um dem oben erwähnten West-Ostbahn-Projekt als fertige Endstrecke zur Verfügung gestellt werden zu können oder um wenigstens, wenn die andere Strecke doch gebaut werden sollte, durch eine geschickte Frachtpolitik manche von den Gütern nach Tsingtau heranzuziehen. Zwar ist auch das Projekt einer Bahn von Kaiföng nach

Yentschoufu unter den vielen chinesischen Eisenbahnprojekten aufgetaucht, das als sinngemäße Ergänzung die Umwandlung der Fangtse-Hantschuang in eine Fangtse-Yentschoufu-Strecke zur Folge haben müßte. Dieses Projekt hätte auch den Vorteil der kürzesten Verbindung von Kaiföng nach dem deutschen Hafen und würde vielleicht so die Gefahr von Haitschou am besten bannen. Aber dem steht gegenüber, daß die Konzession zur ersteren Strecke schon in deutschen Händen ist, während bei der heutigen Lage in China die Umwandlung nicht so leicht dünkt und die Frage der Erschließung weiteren Hinterlandes für den deutschen Hafen allmählich immer dringlicher wird. Ebenso dringlich wird freilich damit ein Übereinkommen der deutschen Schantung-Bahn und der zu erbauenden neuen Strecke mit der chinesischen Tientsin-Pukou-Bahn und der genannten West-Ostbahn von Lantschou her, ein Übereinkommen, das eine einheitliche, keinen schädigende und allen nützende Frachtpolitik und ebensolche Tarife zum Zwecke haben sollte.

Ein weiterer Eisenbahnplan, dessen Verfolg im deutschen Interesse gegeben erscheint — in einem deutschen Interesse übrigens, das sich in allen diesen Fällen mit dem chinesischen Interesse der Entwicklung und Erschließung der Provinzen deckt —, ist die Verlängerung der deutschen Schantung-Bahn bis zur Peking-Hankau-Strecke, also von Tsinanfu aus westlich, ungefähr nach Schuntefu und weiter nach der Hauptstadt der Provinz Schansi, Taiyuanfu. Diese Bahn würde das reichste Kohlen- und Eisenland Chinas erschließen und seine Produkte dem deutschen Hafen zur Verschiffung auf die Weltmärkte zuführen. Taiyuanfu bekäme dann eine zweite Verbindung mit dem Nord-Südbahn-System, da es jetzt durch eine französische Schmalspurbahn von 250 km Länge mit Tschengtingfu an der Peking-Hankau-Bahn verbunden ist, die aber ganz andere Gegenden durchläuft als die zu erbauende deutsche Strecke. Wäre diese Bahn gebaut, so brauchte man in deutschen Kreisen keine übertriebene Angst vor dem so lange geplanten Bau einer Bahn Tschifu-Weihsien zu haben, die von den Chinesen recht oft ins Auge gefaßt wurde, um Tschifus Handel zu heben und ihm neues Hinterland zu erschließen. Auch diese Bahn würde, wenngleich sie Tsingtaus Handel manches eroberte Gebiet wieder abnehmen könnte, deutschen Handelsinteressen der Kaufleute in Tschifu ebenso wie denen anderer Nationen und dem chinesischen Handel nützen, wenn auch die schlechten Hafenverhältnisse des nördlichsten Schantung-Hafens manche Vorteile wieder illusorisch machten. Die Bahn von etwa 270 km Länge hätte schon recht billige Tarife zu stellen, wenn Weihsien selbst, das von dem viel günstigeren Hafen Tsingtau kaum 200 km entfernt liegt, seine Waren wieder an Tschifu abgeben sollte, mit dem es früher zur Zeit, da noch keine Bahnverbindung

bestand, durch lebhafte Handelsstraßen verbunden war. Und selbst wenn ein Teil des Weih sien-Strohbortenhandels ausfallen sollte, hätte die Schantung-Bahn durch die neu zu bauenden Strecken reichen Ersatz



Die Eisenbahnen und Produktionszentren in China
(nach Koch: Die Industrialisierung Chinas).

gefunden. Es soll schließlich jeder Schein vermieden werden, als ob Deutschland unter einseitiger Hervorhebung seiner Pachtgebieteninteressen rein chinesische Interessen in der Schantung-Provinz schädigen wolle. Gerade das Gegenteil ist ja der Fall. Die deutsche Verkehrspolitik in China verbindet deutsche und chinesische Interessen,

nur daß die chinesischen Interessen den kaum zu wirtschaftlichem Denken erwachten und zu einem großzügigen Überblick über die Möglichkeiten und Notwendigkeiten kaum fähigen Chinesen heute noch nicht zum Bewußtsein kommen. Letzten Endes aber wird eine rasche Verkehrs- und Handelsentwicklung entgegen dem ausdrücklichen Widerstand und der passiven Resistenz der heutigen Chinesen einem künftigen China zugute kommen.

4. Bodenschätze und Industrialisierung.

Es gibt keinen größeren wirtschaftlichen Kontrast als den zwischen dem Reichtum Chinas an Bodenschätzen aller Art und der geringen Entwicklung seiner Industrie, die allerdings den noch höchst primitiven Bedürfnissen der Bevölkerung entspricht. Es kommen viele Gründe hinzu, die eine Industrialisierung Chinas hemmen. Den Chinesen fehlt es nicht nur an der wirtschaftlichen Übersicht, an den technisch vorgebildeten Ingenieuren und den gelernten Arbeitern, sie ermangeln vor allem der nötigen Erfahrung in der kaufmännischen Leitung größerer Unternehmungen, die über den lokalen Markt hinaus auf größere Absatzmärkte und auf Konkurrenz mit anderen Plätzen angewiesen sind. Den Fremden aber fehlt die Lust, bei der Rechtsunsicherheit in China Kapitalien anzulegen, die nicht in völlig der Leitung und der Rechtsprechung der Fremden unterstehenden Gesellschaften zu investieren sind. Solchen Gesellschaften werden aber von den Chinesen infolge nationalistischer Verhetzung mancherlei Widerstände entgegengesetzt, und auch zur Begründung gemischter, chinesisch-ausländischer Gesellschaften, die dem Rechte der ausländischen Teilnehmer unterstehen, können sich die Chinesen schwer verstehen, obgleich gerade in dieser Richtung ein großes Tätigkeitsfeld für die Zukunft liegt. So ist es bisher nur zu wenigen großen chinesischen industriellen Unternehmungen gekommen, die man zudem fremder technischer Leitung unterstellt und die trotzdem nicht überall befriedigend gearbeitet haben. Andere Unternehmungen sind reine Gründungen der Ausländer auf Grund von Konzessionen oder in den Fremdenniederlassungen, wo die Anlagen dem Zugreifen der Chinesen entzogen sind. In diesen Dingen wird sich eine gründliche Umwälzung in den nächsten Jahren vollziehen, wenn die schon ziemlich bedeutende Zahl der im Ausland technisch und wirtschaftlich geschulten Chinesen im Heimatlande zur praktischen Betätigung gelangt, wenn die Schulen der Ausländer in China selbst ihre Schüler mit gründlicher Bildung ausgestattet

entlassen und wenn als spätere Folge der politischen, geistigen und wirtschaftlichen Umwälzung das Chinesentum sich aus der bisherigen wirtschaftlichen Isolierung herausreißt und das Widerstreben gegen die fremden Wirtschaftsmächte aufgibt, um selbst und von sich aus aktiv in den Welthandel einzugreifen. Die Bedürfnisse des erwachenden Riesenreiches werden zwar noch für einige Jahre oder Jahrzehnte zum weitaus größten Teile durch den Import vom Auslande her gedeckt werden müssen, es wird aber gleichzeitig ein Streben nach Selbständigkeit des Landes in der eigenen Herstellung seiner industriellen Konsumtion eintreten. Dieses Streben hat seine beste Begründung eben in dem ungeheuren Reichtum Chinas an all dem, was eine Industrialisierung voraussetzt, an Rohstoffen und Bodenschätzen.

In einer übersichtlichen kleinen Studie über „Die Industrialisierung Chinas“ (erschieden bei Julius Springer 1910), stellt Dr. Koch auf Grund der Studien Richthofens fest, daß Kohlen in ungeheurer Menge fast über das ganze Land verteilt seien, daß Südhunan ein einziges großes zusammenhängendes Kohlenfeld bilde, halb aus Braunkohle, halb aus Anthrazit bestehend, der keiner bekannten Kohle an Güte nachstehe. In Yünnan, Kweitschou und Kuangsi, in Schantung und vor allem in Schansi und Tschili liegen unermeßliche Kohlenschätze, „die die Welt mit Brennmaterial für Jahrzehnte versorgen könnten,“ von den nach Bodenschätzen noch wenig erforschten Setschuan- und Kansu-Provinzen gar nicht zu reden. An vielen Orten findet sich in der Nähe der Kohlen Eisen, so in Schansi und Schantung, wo der Kalkstein gleichfalls in der Nähe gelagert ist, in Hupe, Hunan und Honan. Kupfer, Blei, Zink, Zinn, Silber und Gold, Quecksilber, Salpeter wie Petroleum finden sich an vielen Stellen, ohne daß es überall zur Erforschung dieser Schätze gekommen wäre. Baumwolle kann im ganzen mittleren Yangtse-Tale angebaut werden. Die Ausfuhr von Baumwolle stieg vom Jahre 1906 bis zum Jahre 1910 von 769542 auf 1247304 Picul (1 Picul = 60,5 kg), ihr Wert von 11,6 auf 28,1 Millionen Hk. Tls. Im gleichen Zeitraum nahm allerdings die Einfuhr von 45357 auf 205915 Picul zu, deren Wert sich von 728000 auf 4464000 Hk. Tls. hob. Ein ganz klares Bild der Produktion und Verarbeitung erhält man aus diesen Zahlen nicht, weil es sich meist um verschiedene Sorten bei der In- und Ausfuhr handelt, da die chinesische Baumwolle mit anderen Sorten zur Verarbeitung vermischt wird. Die Mongolei und Nordchina liefern Wolle, Mittel- und Südchina Seide. Arbeiter stehen in ungezählten Massen zur Verfügung, die Arbeitszeit ist lang, die Bezahlung sehr niedrig. Nur ist auch die Arbeitsleistung entsprechend gering, so daß ein Vergleich der Zahl der Arbeiter eines Betriebes mit der Zahl der Arbeiter eines entsprechenden Betriebes im Auslande nie ausschlaggebend sein kann und nie einen Rückschluß auf die Be-

deutung der beiden Betriebe rechtfertigt. Immerhin hat es sich gezeigt, daß in vielen Betrieben die Chinesen rasch durch geeignete Anleitung zu guten Arbeitern und sogar Vorarbeitern werden, deren Genügsamkeit und Fleiß außerordentlich groß sind. Im ganzen sind die Arbeiterverhältnisse der Entwicklung einer Industrie wohl günstig zu nennen.

Das China-Jahrbuch weist für das Jahr 1912 in einer Statistik, die vom Handelssachverständigen der englischen Gesandtschaft in Peking zusammengestellt ist, 527 industrielle Betriebe nach, darunter 49 Destillationen und Brauereien, 41 Baumwollspinnereien und Webereien, 40 Mühlen, 40 Druckereien und Lithographieranstalten, 30 Ölmühlen, 29 Elektrizitätswerke, 20 Docks und Schiffbauanstalten, 19 Seifen- und Kerzenfabriken, 18 Bergwerksgesellschaften, 17 Seidenspinnereien, 16 Zementwerke und Ziegeleien, 15 Arsenalen, 14 Zigarettenfabriken, 13 Wasserwerke, 12 Eisenbahnwerkstätten, 11 Schmelzwerke, dann Sägemühlen, Glasfabriken, Lederzubereitungsanstalten usw. Wieweit sich die Begriffe von Fabrik mit den unseren decken, ist nicht festzustellen, da jeder Maßstab fehlt. Von allen Betrieben befindet sich ungefähr ein Fünftel in Händen von Ausländern, das sind hauptsächlich Albuminfabriken, Zementfabriken und Ziegeleien, Baumwollspinnereien, Werften, Mühlen, Eisfabriken, Bergwerke, Sägemühlen. In der Aufstellung nicht vertreten sind die Heimarbeitsbetriebe und auch die rein chinesischen Betriebe der Porzellanfabrikation, der Mattenflechtereier, der Lackwaren. Die chinesischen Betriebe arbeiten zum großen Teil unter fremder Leitung, sind auch wohl vollständig von fremden Firmen eingerichtet und in Gang gebracht worden. Dabei haben sich die Deutschen hervorragend beteiligt. Es darf hier an die Elektrizitätswerke erinnert werden, an die Glasfabrik in Poschan, die Fensterglas unter Leitung von fünf deutschen Angestellten in guter Qualität herstellte, aber nach der Entlassung dieser Angestellten zurückging und jetzt still liegt. Die chinesischen Arsenalen, deren es im ganzen 15 gibt, sind modern und gut eingerichtet, das Arsenal in Hanyang z. B., dem ja während der Revolutionszeit eine besondere Aufgabe zufiel, ist ganz von einer deutschen Fabrik eingerichtet und unterstand bis vor kurzer Zeit der Leitung eines deutschen Fachmannes, der chinesische Direktor, Major Lin-Tsching-En, hat drei Jahre in Deutschland praktisch gearbeitet und sich für seinen Posten vorbereitet. Es ist nicht ohne Interesse, zu erfahren, daß dieses Arsenal vor etwa 20 Jahren gegründet wurde und damals zwei deutschen Leitern unterstand. Als sie im Jahre 1904 abgingen, wurden sie durch 28 Japaner ersetzt, die man aber bald wieder verabschiedete, um nach ein paar Jahren eigener Leitung zu dem deutschen Fachmanne zurückzukehren. Die Gewehrfabrik des Arsenalen macht ungefähr 50 Gewehre im Tag, 7,9 mm

mit einem verbesserten Modell 88, die Granaten und Zünder und die Patronenabteilungen sind sehr leistungsfähig, während die Kanonenfabrik bisher nur 3,7 cm zerlegbare und auf Maultiersättel verpackbare Berggeschütze herstellte und erst jetzt zur Fabrikation größerer Feldgeschütze übergehen will. Das Arsenal beschäftigt normal 3000 Arbeiter, von denen bei 9 stündiger Arbeitszeit die Kulis und Lehrlinge 8—10, die Maschinenarbeiter, Schlosser, gelernte und Vorarbeiter 10—20 und die Obermeister bis zu 80 Dollar pro Monat bekommen. Das Arsenal hat auch schon nach auseinandergenommenen Modellmaschinen eigene 100 pferdige Dampfmaschinen und auch Pumpen in seinem Betriebe angefertigt. In ähnlicher Weise wie bei den genannten chinesischen Betrieben sind Deutsche unter anderen Ausländern als Lehrer und Leiter der Chinesen in den von ihnen begründeten Betrieben aufgetreten und haben sich große Verdienste erworben. In den chinesischen Kohlengruben von Pinschiang gab es bis zum Ausbruch der Revolution 24 Deutsche mit ihren Familien, die hier unter der Führung des Betriebsleiters Leinung einen schönen Musterbetrieb eingerichtet hatten, in dem eine fachmännische und in ihrem sprachlichen Unterbau von einem deutschen Philologen geleitete Bergbauschule nicht fehlte, die das nötige Material an Vorarbeitern und Steigern für spätere Zeiten liefern sollte. Dieser ganze Betrieb ist durch die Revolution empfindlich gestört worden, da sämtliche deutsche Angestellten vor der Hand entlassen worden sind, ohne daß der Tag ihrer Rückkehr bisher festgesetzt worden wäre. Der Betrieb wird von Chinesen schlecht und recht weitergeführt, die Förderung der Minen ist beträchtlich gesunken, die Schule ist natürlich geschlossen. Einen anderen Musterbetrieb haben Deutsche den Chinesen im nördlichen Tschili-Industrieviertel eingerichtet, ohne daß es freilich den Chinesen gelungen wäre, ihre kaufmännische Konkurrenzfähigkeit mit ähnlichen Unternehmungen zu erweisen, was um so leichter hätte sein sollen, als ihre technische Überlegenheit ohne weiteres feststand. Nördlich von Tientsin an der nach Mukden laufenden Bahn liegen die Gruben der englischen Gesellschaft Chinese engineering and mining company, die unter chinesischer Leitung schon seit 1878 betrieben wurden, in der Zeit der herannahenden Boxerunruhen aber auf nicht ganz einwandfreie Weise in den Besitz der Engländer übergangen und infolge einer glänzenden kaufmännischen Vertriebsorganisation, leichter Verschiffungsmöglichkeit von einem eigenen kleinen Hafen Tschinwangtau aus den ganzen nördlichen Kohlenmarkt lange Zeit beherrschten. Die Chinesen begründeten als Konkurrenzunternehmen ganz in der Nähe dieser Minen ihre eigenen Lanschau-Minen, die sie völlig modern mit deutschen Maschinen und Anlagen ausrüsteten und technisch ihrer englischen Konkurrenz unbedingt überlegen machten. Allein die englischen Minen, die eine Tagesausbeute

von nahezu 6000 Tonnen einer anfänglichen Tagesausbeute von nur 1000 Tonnen der chinesischen Minen gegenüberstellen konnten (erst später sollten auch die chinesischen Minen auf 5000 Tonnen Tagesausbeute gebracht werden), setzten durch ihre Überlegenheit im kaufmännischen Vertriebe durch, daß sie monatelang einen Kampfpfeis von nur 3 Dollar anstatt der üblichen 6,40 Dollar pro Tonne aushalten konnten und bei rücksichtsloser Raubbauwirtschaft und technischer Vernachlässigung ihrer Anlagen die geldarmen chinesischen Minen zum Nachgeben zwangen. Doch geschah dieses Nachgeben erst, nachdem vergebens versucht worden war, deutsches Kapital für die mit deutschen Maschinen versehenen und von Deutschen geleiteten Minen zu interessieren, um noch eine Zeitlang den Kampf aushalten zu können, der für die englische Gesellschaft doch schon recht bedenklich stand. So gelang es den englischen Minen durch Verhandlungen, die ihr gewandter Leiter, Major Nathan, führte, schließlich in den Besitz der wertvollen chinesischen Minen zu kommen, zunächst eine Verkaufsgemeinschaft abzuschließen, der in Bälde die Betriebsgemeinschaft folgen wird, wodurch die unter englischer Leitung stehende Kailan mining administration dann die ganze Nordtschili-Industrie beherrscht. Denn in Lanschau bestand neben den chinesischen Kohlengruben auch schon der Ansatz zu einer weiteren Industrie. Mit den modernsten deutschen Maschinen ausgerüstet und von einem deutschen Chemiker, Dr. Günther, glänzend geleitet, war dort aus kleinen und mißlungenen chinesischen Anfängen ein Zementwerk, die Chee Hsin cement co. ltd., herangewachsen, die neben feuerfesten Steinen und Kacheln ausgezeichneten Zement herstellte und sich rasch einen steigenden Absatz zu verschaffen gewußt hatte, da sie infolge der billigen Kohlenversorgung durch die der gleichen Gesellschaft gehörenden Lanschau-Minen sehr billig arbeiten konnte. Das gleiche war mit einer Dampfziegelei der Fall, die unter der Leitung des deutschen Chemikers entstanden war und eine Tagesproduktion von 10000 Ziegeln erreicht hatte. Natürlich hat das neue Kohlen-syndikat nun die heute noch selbständigen beiden Industrien völlig in der Hand dadurch, daß es beliebig die Kohlenpreise steigern kann und dadurch die an und für sich nicht sehr kapitalstarken Betriebe zwingt, sich unter die englische Oberleitung zu begeben. Ein gleiches wird der Fall sein mit der Ausbeutung der in der Nähe liegenden und von Sachverständigen als unbedingt abbauwürdig bezeichneten Magnet-eisenlager.

Diese vom deutschen Kapital nicht verhinderten Transaktionen beschwören aber in nicht allzu weiter Ferne die Gefahr einer Ver-trustung des nordchinesischen Kohlenmarktes herbei, an der Deutsche vielleicht sehr leidtragend beteiligt sein werden. Der nord-chinesische Kohlenmarkt, soweit er über den rein lokalen Bedarf hinaus

den Schiffsverkehr an der Küste angeht, wird heute versorgt einmal durch das eben behandelte englische Syndikat, dann durch die japanischen Fuschun-Minen in der Mandschurei, die bei ausgezeichnet modernem Betriebe und reichen Kohlenfeldern dadurch, daß die Bahnverbindung nach dem Meere in den Händen der gleichen Gesellschaft ist und der wachsende Schiffsverkehr des Hafens Dalni, sowie der Betrieb der Bahn einen großen Absatz sichern, in recht guter Position sich befinden. Weiter kommen in Betracht die Minen der deutschen Schantung-Bergbau-Gesellschaft von Fangtse und Hungschan, die etwas südlicher in Schantung belegenen chinesischen Minen von Ihsien, die jetzt erst durch fremde Kapitalaufnahme und durch den Bahnanschluß zur Tientsin-Pukou- und zur Schantung-Bahn über Itschoufu, von dem schon die Rede war, richtig erschlossen werden sollen. Endlich befinden sich zur Deckung des Inlandsverbrauches neben den zahllosen kleineren und kleinsten Minenbetrieben rein chinesischer Natur im Süden Tschilis an der Grenze zu Schansi die deutsch-chinesischen Minen von Tschingsing, während die Honan-Minen des englischen Peking-Syndikates bei Tschinghuatschen nahe der Peking-Hankau-Bahn bei der weiten Entfernung vom Meere für eine ernsthafte Konkurrenz nicht mehr in Betracht kommen. Die Tschingsing-Minen, die durch eine eigene Kleinbahn mit der französischen Schansi-Bahn verbunden sind und dadurch eine Verbindung mit der Peking-Hankau-Bahn besitzen, die allerdings bei der dreifach verschiedenen Spurweite ein dreimaliges Laden und Umladen der Kohlen nicht zur Verbesserung der Kohlen, nötig macht, sind ein gemischtes Unternehmen einer chinesisch-deutschen Gesellschaft und der chinesischen Regierung, wobei in der chinesisch-deutschen Gesellschaft das deutsche Kapital bei weitem überwiegt. Die im Jahre 1903 eröffneten Minen, in denen nur deutsche Ingenieure tätig sind, sind langsam aus dem Betrieb heraus entwickelt worden und sind heute mit ganz modernen Maschinen versehen, die bald eine Verstärkung der heute 1000 Tagestonnen betragenden Förderung bringen werden, wenn sich durch den Bau von Arbeiterwohnungen und Gründung einer Arbeiterkolonie die Schwierigkeiten in der Beschaffung von Arbeitern beheben lassen, die heute besonders während der Erntezeit eine Betriebsverminderung erzwingen. Trotz der sehr billigen Gesteungskosten sind diese Minen bei der teuren Bahnfracht an hohen Küstenkohlenpreisen interessiert, da sie nur bei guten Preisen und nicht bei Kampfpreisen, wie sie in der Zeit des Kaiping-Lanschau-Streites üblich waren, mitkonkurrieren können. Gleichwohl wird in sehr kluger Erwägung des Marktes in den Minen selbst daran gearbeitet, die recht gute Kohle im eigenen Betriebe durch Vergasung umzuformen und neben anderen Dingen Ammoniak und Stickstoff zu Düngezwecken

zu gewinnen, um die Rentabilität der Minen auf unabhängige Grundlage zu stellen. Trotzdem sind die Minen bei dem Fehlen einer inländischen Industrie, für die ihre Kohle als gute Kokskohle in Betracht käme, und bei einer steigenden Ausbeute am Absatz zum Meere interessiert und einer Preisvereinbarung um so mehr geneigt, als ihr deutscher Hauptbesitzer, der frühere chinesische Militärinstrukteur und Freund Lihungtschangs, Herr von Hannecken, durch eine Art Personalunion der englischen Kailang-Gesellschaft nahesteht, deren Leiter, Major Nathan, sein Schwager ist. Die chinesischen Ihsien-Minen, die sehr gutes Kohlenmaterial besitzen sollen, haben, da deutsches Kapital sich nicht sehr entgegenkommend zeigte, mit der Kailang-Gesellschaft Verhandlungen angeknüpft und haben, guten Informationen zufolge, von dieser Kapital in jeder gewünschten Menge in Aussicht gestellt bekommen, nachdem der Leiter der Kailang-Gesellschaft zur Besichtigung an Ort und Stelle war. Die Gefahr einer Ringbildung liegt also außerordentlich nahe, da die japanischen Fuschun-Minen gern eine Vereinbarung eingehen werden, die ihnen bei völliger Freiheit und Konkurrenzlosigkeit in der Mandschurei selbst einen festen Absatz zu guten Preisen nach Nord- und Mittelchina bringt. Außerhalb eines solchen Ringes blieben dann zunächst nur die deutschen Minen der Schantung-Bergbau-Gesellschaft, die in einem von den vereinigten Minen Nordchinas geführten Preiskampfe sehr leicht zu erdrosseln wären, da weder die heutige Entwicklung der Industrie in der Schantung-Provinz, noch der Schiffsverkehr Tsingtaus einen genügenden Absatz von Kohle sichern. Den deutschen Minen würde, wenn sie sich einem solchen Ringe nicht anschließen wollten, der Absatz außerhalb Tsingtaus vollständig unterbunden, soweit nicht Lieferungskontrakte mit der deutschen Marine und den deutschen Schiffahrtslinien vorliegen, von denen aber die Gruben allein nicht leben können. Eine Beteiligung an einem von englischen Interessen beherrschten Kohlenringe aber würde die deutsche Grube erst recht beengen und unfrei machen. Die deutschen Minen sind ja selbst zurzeit in nicht gerade beneidenswerter Lage. Es ist der Schantung-Bergbau-Gesellschaft immer noch etwas besser gegangen als der Deutschen Gesellschaft für Bergbau und Industrie im Auslande, die in der Schantung-Provinz nach Gold und anderen Metallen suchte, aber nach zehnjährigem Bestehen den größten Teil ihres Kapitals verloren hatte und sich auflösen mußte. Auch die Deutsch-Chinesische Seiden-Industrie-Gesellschaft, die im Jahre 1902 mit großem Elan ins Leben getreten war und mit 2 Millionen Mark Kapital in der Nähe Tsingtaus eine große moderne Fabrik zur Verarbeitung der in Schantung gewonnenen Seidenkokons aufgetan hatte, erzielte zwar gute Gewebe, war aber von vornherein zu großspurig vorgegangen und mußte bald den Betrieb still-

legen, der erst im letzten Jahre von einer deutschen Import- und Exportfirma aufgekauft wurde, die in Gemeinschaft mit den Chinesen selbst an eine Wiederaufnahme der Seidengewinnung gehen will. Da auch die planmäßige Anpflanzung von Maulbeerbäumen und die Züchtung von Seidenspinnern inzwischen in der näheren Umgebung des Schutzgebietes Fortschritte gemacht hat, ist vielleicht jetzt ein Erfolg zu erhoffen, der auch im Interesse Tsingtaus und seines Handels sehr erfreulich wäre. Die Schantung-Bergbau-Gesellschaft war im Ganzen in ihren Minen auch nicht erfolgreich, und eine Beantwortung der Zukunftsfrage, ob auf anderen Gebieten und mit neuen Kräften nicht doch noch das Schicksal hätte gewandt werden können, ist durch die jüngst erfolgte Verschmelzung der Tochter- mit der Muttergesellschaft, der Schantung-Eisenbahn-Gesellschaft, vermieden worden. Die als Kolonialgesellschaft im Jahre 1899 von verschiedenen deutschen Großbanken begründete Bergbau-Gesellschaft sollte das Recht haben, längs der deutschen Schantung-Bahn, sowie längs der damals von Tsinanfu durch Schantung und von Kaumi nach Itschoufu geplanten Bahn in einer Zone von insgesamt 30 Li rechts und links der Bahn nach Kohlen, anderen Mineralien und Petroleum zu schürfen und auf Grund der gemachten Funde durch Mutung die Verleihung des Bergwerkseigentums zu beantragen. Gegenstand des Unternehmens war also in erster Linie das Schürfen und der Erwerb von Bergwerkseigentum und die Errichtung und der Betrieb von Bergwerken, Hütten und Schmelzwerken, Aufbereitungsanstalten usf. Die Gesellschaft hat aber bisher nur einen Teil ihrer Aufgaben in Angriff genommen und sich nur der Kohlenförderung gewidmet. Das geschah an zwei Stellen, in Fangtse mit drei in den Jahren 1902, 1907 und 1908 niedergebrachten Schächten, und im Poschan-Tale mit zwei im Jahre 1906 und 1912 eröffneten Schächten. Der ganze Schwerpunkt der Förderung lag jahrelang in Fangtse, dessen Förderung von 9000 Tonnen im Jahre 1902/03 auf 273000 im Jahre 1909/10 stieg, um dann in den beiden nächsten Betriebsjahren auf 195000 und 205000 zu fallen. Die Arbeiten in diesem Felde wurden nicht nur durch verschiedene Unglücksfälle gestört, man erkannte auch später oder wollte erst später erkennen, daß die Kohle nicht die erwartete Qualität aufwies und mit den Produkten inzwischen eröffneter japanischer und chinesischer Minen bei lohnenden Preisen eine Konkurrenz nicht aufnehmen konnte. Ein Wasserdurchbruch im April 1912 nötigte dann endlich die Erkenntnis auf, daß der zuletzt errichtete Schacht verlassen werden müsse. Man nahm die Anlagen über Tage weg und schaffte sie nach den Poschan-Anlagen, hält seitdem den Fangtse-Betrieb in beschränkter Form aufrecht und begnügt sich mit einer Tagesförderung von ungefähr 500 Tonnen, deren Absatz an die Eisenbahn, an der Grube und im Inlande gesichert

erscheint. Immerhin wäre am Schlusse des letzten Betriebsjahres eine Abschreibung von ungefähr der Hälfte des 12 Millionen Mark betragenden Kapitals der Gesellschaft nötig gewesen, zu dem noch nahezu 4 Millionen Mark Darlehen von der Schantung-Eisenbahn-Gesellschaft gekommen waren, wenn die Gesellschaft mit Aussicht auf Erfolg weiter arbeiten wollte. Inzwischen war man auf den anderen Feldern der Gesellschaft glücklicher. Die Kohlenförderung stieg dort von 1906/07 bis 1911/12 von 15000 auf 283000 Tonnen, und der wirkliche Wert der Felder wird dadurch am besten gekennzeichnet, daß von den Nettoeinnahmen aus Kohlenverkäufen mehr als zwei Drittel auf die Hungschan-Kohlengruben im Poschan-Felde entfallen. Dort hat man nach anfänglichen Mißerfolgen endlich gute Kohlenadern gefunden, deren Kohle bester Cardiffkohle gleichwertig ist und die vor allem bei geringer Rauchentwicklung und hoher Heizkraft sich für die Zwecke des deutschen Kreuzergeschwaders sehr gut eignet. Die Abbauverhältnisse erwiesen sich als günstig, ein Gutachten eines eigens nach Ostasien entsandten Sachverständigen erbrachte den Beweis für die Möglichkeit einer erfolgreichen Arbeit in diesen Gruben, wies nur auf den hohen Prozentsatz von Feinkohle hin, der bei dem Mangel einer koksverbrauchenden Industrie im Innern Schantungs vor der Hand stört und preisdrückend in Betracht kommt und für den möglichst bald eine lohnende Verkokung gesucht werden sollte. In dem Geschäftsberichte der Gesellschaft, der über das Geschäftsjahr 1911/12 Aufschluß gibt, wird diese Tatsache nicht erwähnt. Es wird dort nur gesagt, der Gutachter habe die „günstigen Aussichten der Hungschan-Grube vollauf bestätigt“. Es wird aber auch direkt verschwiegen, daß der Gutachter auf eine lohnende Verkokung und Verwendung der Feinkohle hinwies, indem er durch Untersuchung der zur Konzession der Gesellschaft gehörenden Eisenerzlager von Tschinlingtschen nachwies, daß deren Ausbeute und Verhüttung lohnend sein werde und daß dadurch gleichzeitig für die Hungschan-Feinkohle die gewünschte Verwendung gefunden sei. Es heißt in dem Geschäftsbericht merkwürdigerweise darüber nur, daß der Gutachter „sich auch mit den zu unserer Bergbaugerechtmäßigen gehörigen Eisenerzen bei Tschinlingtschen eingehend beschäftigt“ habe. Man hat auch die Eisenerzgerechtmäßigen, deren Zukunftswert recht bedeutend ist, außerordentlich niedrig zu Buch gestellt und hat bei der Anfang des Jahres 1913 erfolgten Verschmelzung der Bergbau- mit der Eisenbahngesellschaft auf diese wertvollen Bestände und ihren Wert zum Schaden der Aktionäre der Bergbaugesellschaft kaum verwiesen, so daß für die 12 Millionen Bergbauaktien von der allerdings zum größten Teil von den gleichen Geldgebern begründeten Schantung-Eisenbahn-Gesellschaft nur 5,4 Millionen Eisenbahnaktien gegeben wurden, was nach der Berechnung des Kurses

dieses Papiers ungefähr 55 Prozent des nominellen Wertes der Bergbauaktien ausgemacht haben mag und für den Stand der Bergbau-Gesellschaft Ende 1912 angemessen, angesichts der zu erwartenden guten Entwicklung aber doch recht niedrig bemessen war.

Was nun die erwähnten Eisenerzlager bei Tschinlingtschen angeht, die ungefähr 180 km von der Küste und vom Hafen Tsingtau entfernt und nur 20 km von den Hungschan-Kohlengruben abgelegen sind, so ist es zum Verständnis der großen Bedeutung dieser Frage für das deutsche Interesse im Schutzgebiet und in ganz Ostasien nötig, zunächst einmal die Frage der Eisenerze und Eisenherstellung in Japan zu prüfen. Japan ist in vielen Dingen der Maßstab und der Prüstein für die Entwicklung in China. Japan ist durch zielbewußte Arbeit, durch ein Zusammenfassen all seiner Kräfte und vielleicht durch seine Kleinheit dem schwer beweglichen und schwer zusammenfaßbaren China um Jahrzehnte voraus. Wenn es auch falsch ist, von dem immer noch agrarisch am stärksten interessierten Japan als einem Industriestaate zu sprechen, so sind doch die Bestrebungen unverkennbar, die der Industrie eine solche Rolle anweisen wollen, daß das Reich des Mikado im wesentlichen in der Lebensmittel- und industriellen Produktion ganz auf sich selbst gestellt und vom Ausland unabhängig werde. Man wird einen derartigen Wunsch bei der insularen Lage des Landes und der Eventualität kriegerischer Verwicklungen verständlich finden, besonders wenn man erwägt, daß dem „England des Ostens“ denn doch die englische Flotte zur Sicherung von Zufuhren während der Kriegszeit in erheblichem Maße fehlt. Industrielle Entwicklung hängt im ganzen von zwei Faktoren ab, die die Standorte der Industrie zu erklären pflegen: dem Vorhandensein von Kohle und von Eisen. Kohle produziert Japan überreichlich. Von 1901 bis 1910 stieg die Förderung von 9 auf 15,7 Millionen Metertonnen, deren Wert 30,6 und 51,1 Millionen Yen betrug. Es gab im Jahre 1910, abgesehen von den Kolonien, 71 Gerechtsamen, die über das ganze Land verteilt sind. Unter der Ausfuhr von 44,5 Millionen Yen an Minenprodukten des Jahres 1911 befanden sich für rund 18 Millionen Yen Steinkohlen (gegen 14,3 im Jahre 1905), das sind, wenn es einmal einen Moment gestattet ist, Zahlen der Jahre 1910 und 1911 zu vergleichen, über ein Drittel der gesamten Kohlenproduktion des Heimatlandes. Eingeführt wurden im Jahre 1911 für nur 1,6 Millionen Yen Steinkohlen, wobei es sich wohl hauptsächlich um außerordentlich hochwertige Produkte handelt. An Kohle wäre also zur Entwicklung einer japanischen Industrie kein Mangel. Anders steht es mit der Eisenerzförderung. Es gab da im Jahre 1911 im ganzen 8 Gerechtsamen mit 140000 Metertonnen Erzertrag, aus denen rund 62000 Metertonnen Erz zu gewinnen waren. Unter diesen Umständen sucht man natürlich die Position Eisenerze in der japanischen Ausfuhr-

statistik vergeblich und findet auch nur eine Ausfuhr von 0,6 Millionen Yen an Eisen- und Stahlwaren, während in der Einfuhr der Wert der Erze und Mineralien mit 9,8 Millionen Yen, der Wert von Eisen-, Stahl- und Metallwaren (ohne die Maschinen, Lokomotiven usw.) mit rund 50 Millionen Yen einzusetzen ist. Die Eiseneinfuhr war allein im Jahre 1911 um 12,5 Millionen Yen größer als im Vorjahre. Das Resultat dieser vielen Zahlen ist: Japan ist reich an Kohlen, arm an Erzen. Das eifrigste Suchen in den Kolonien hat kaum zu Eisenerzfunden geführt. Allein in Korea winkte ein Hoffnungsstrahl. Man darf annehmen, daß bei der Eisennot Japans dort gewiß alles Mögliche geschehen ist. In dem japanischen Jahrbuch, dessen mangelhafte Statistik allerdings zur Verzweiflung treiben könnte, steht auch über Korea zu lesen, daß „Korea einen Überfluß von Mineralien besitze und der Bergbau außerordentlich aussichtsreich sei, der Ertrag an Kupfer, Eisen sei gleichfalls ein reicher“. Sehr rosig sieht es damit freilich in der Wirklichkeit nicht aus. Von den 33 Erzkonzessionen, die zumeist die Okura-Firma ausbeutet, wurden im Jahre 1909 knapp 100 000 Tonnen Eisenerze im Werte von etwa 350 000 Yen exportiert. In dem Jahrbuch des Generalgouvernements von Korea wird der Wert allerdings mit 420 000 Yen angegeben, sehr viel ist aber auch das nicht. Allerdings ist die Eisenerzgewinnung in Korea erst 5 Jahre alt, es scheint aber doch reichlich optimistisch, wenn ein allerdings nicht amtliches japanisches Jahrbuch meint, die koreanischen Erze könnten „binnen kurzem“ die Hälfte der im staatlichen Stahlwerk von Wakamatsu benötigten Eisenerze liefern. Um so mehr muß der Mut der japanischen Regierung bewundert werden, in Kure, Wakamatsu und zuletzt in Muroran im Hokkaido (hier unter gleicher Beteiligung mit Armstrong, Vickers) Regierungsstahlwerke zu bauen, deren ganzes Funktionieren von der fremden Zufuhr und, nach Lage der Sache, von der chinesischen Eisenerzzufuhr abhängig bleiben muß. Diese drei genannten Werke decken den Bedarf der japanischen Marine zwar durchaus noch nicht, es müssen dauernd Bestellungen ins Ausland gegeben werden trotz fortwährender Vergrößerung der Werke. Das Muroran-Werk im Hokkaido sollte zwar ursprünglich Eisen aus dem eisenhaltigen Sande an einer Meeresbucht gewinnen, das in der Studierstube ausgeprobte Verfahren versagte aber in der Praxis und vernichtete so nicht nur die Rentabilitätsberechnung des Werkes, sondern machte es gleichfalls von der chinesischen Zufuhr abhängig. Japan ist heute und für viele Jahre auf die Einfuhr von Roheisen und Stahl aus dem Ausland angewiesen, weil die Erzzufuhr aus China zwar dauernd steigt, aber doch bei der geringen Erschließung Chinas noch recht geringfügig ist (im Jahre 1910 nach der chinesischen Statistik 3,2 Millionen Picul mit 1,9 Millionen Hk. Tls.). Das bedeutet für die Eisen und Stahl verarbeitende Industrie des Landes.

eine schwere Belastung im Preise des Rohmaterials, die im Zusammenhang mit allen preisbestimmenden Faktoren — ich kann näher hier nicht auf die Frage eingehen — die Konkurrenz der japanischen Industrie gegenüber der ausländischen stark in Frage stellt. Für die Bedeutung dieser Frage gibt es ein fachmännisches Urteil des japanischen Schiffskonstruktors Sakurai von der Yokosuka-Admiralität, der mitteilt, daß beim Schiffsbau in Japan die Löhne 42 Prozent, die Materialien etwa 58 Prozent kosteten. Im Auslande sei dieses Verhältnis genau umgekehrt. Könne Japan also das Rohmaterial ebenso billig bekommen wie das Ausland, so werde sein Schiffsbau um volle 16 Prozent billiger werden wie der des Auslandes!! Dabei berechnet Sakurai noch nicht einmal die Kosten der Überwachung des Schiffsbauens Japans im Auslande und die Kosten der Überführung fertiger Schiffe, die beide mit 500000 Yen ins Gewicht fallen.

Klarer kann das lebhafteste Interesse Japans, soviel als möglich Roherde bei der Armut der eigenen Heimat aus China zu bekommen, nicht ausgesprochen werden. Daher rühren die langfristigen Verträge mit chinesischen Gruben, daher das versteckte und offene Bestreben auf amtlichen Antrieb handelnder japanischer Gesellschaften, in chinesischen Erzwerken Geld anzulegen. Daher kam die große Angst vor dem Stilllegen der heimatlichen Stahlwerke, als im mittleren Yangtse-Tale — wo die hauptchinesischen Taje-Erzgruben bei Hankau liegen — die Revolution ausbrach, daher die hypothekarische Beleihung jener Gruben, die jetzt bald abläuft und bei der notorischen Geldarmut der chinesischen Besitzer zu einer neuen Verschreibung an Japan führen wird. Daher rührt der mißgünstige Blick, mit dem Japan auf die stetige Entwicklung der chinesischen Hanyang-Stahl- und Eisenwerke blicken mußte, die immer mehr Erze der Taje-Produktion selbst verbrauchten. Dadurch erklären sich die japanischen Versuche, während der Revolutionszeit die entlassenen europäischen Minenbeamten durch Japaner zu ersetzen oder die Gehälter der europäischen Angestellten einstweilen durch die Mitsuis bezahlen zu lassen, um ein Weiterarbeiten der Erzgruben zu erzielen. So werden erst die japanischen Versuche begreiflich, von dem letzten Mandschu-Verkehrsminister Tschengkungpao seine Anteile an dem Hanyang-Pinschiang-Taje-Konzern zu kaufen zu versuchen, die erst im letzten Augenblick von den chinesischen Machthabern vereitelt werden konnten. Jedenfalls: die zielbewußte, klare und energische Industriepolitik der japanischen Regierung verdient volle Würdigung und Anerkennung.

Was nun China angeht, so ist vielleicht hier daran zu erinnern, daß das im Artikel IX des Mackay-Vertrages von Schanghai (1902) vorgesehene Berggesetz, das die chinesischen Interessen fördern, dabei aber der fremden Beteiligung keine Hindernisse in den Weg legen.

sollte, trotz zweier Anläufe seitens der chinesischen Regierung bisher nicht zustande gekommen ist. Von dem ganzen mineralischen Reichtum Chinas, von den ganzen ins Riesenhafte gehenden Schätzen des Bodens ist bisher noch wenig praktisch in Angriff genommen. (Die beste Zusammenstellung der Literatur über diese Frage findet sich in einem vor kurzer Zeit erschienenen Büchlein des Direktors der Pao-Chang- und der Pao-Tai-Antimon-Minen, Chung-Yu-Wang: „Bibliography of the mineral wealth and geology of China,“ London 1912). Nur zwei Eisenerzminen sind bisher in Abbau genommen worden, das ist einmal die Taje-Mine bei Tieschanpu, zu der von Huangschikang am Yangtseflusse eine kleine Schmalspurbahn von 27 km Länge führt. Sie liegt ungefähr 110 km südlich vom Hankau-Wutschang-Hanyang-Städte-Zentrum, wo die Verarbeitung erfolgt, in der Hupe-Provinz. Die Mine gehört dem Han-Ye-Pin-Eisen- und Kohlen-Konzern (Hanyang Stahlwerke, Taje Eisenerze, Pinschiang Kohlengruben) und wird als eine der reichsten Minen der Welt dargestellt, die allein über der Erdoberfläche, im Tagebau zu gewinnen, 500 Millionen Tonnen Erz enthalten soll. Die Mine beschäftigte zuletzt über 3000 Arbeiter. Es handelt sich um 60—70 prozentiges Magneteisen. Im Jahre 1910 wird die Produktion mit 310000 Tonnen angegeben. Es existiert ferner die Tungkuanschang-Mine in der Anhui-Provinz, 90 Meilen oberhalb Wuhu, zu der im Jahre 1904 ein britisch-chinesisches Syndikat die Konzession erhielt, sie aber im Jahre 1910 für 1 Million Mark an einen chinesischen Konzern abgab. Die Hanyang-Stahlwerke sind in ihrer ganzen Anlage höchstmoderne Hochöfen- und Schienenwalzwerke, die ausgezeichnete Ware fabrizieren und ihrer ganzen Art nach zu den größten und modernsten Eisenwerken der Welt zu zählen sind. Sie sind von dem Kanzler Tschangtschitung begründet worden, als er in seiner von Ku-Hung-Ming so gekennzeichneten Periode des Industrialismus Chinas helfen zu können vermeinte. Allerdings war in dem Jahre ihres Beginnes, 1893, noch nicht viel zu sehen, und erst der schon erwähnte Tschenkungpao hat etwas aus den Werken zu machen verstanden. Die Hanyang-Stahlwerke wurden durch ihn mit den Taje-Erzgruben und Pinschiang-Kohlengruben zu einem einzigen Konzern unter einheitlicher Leitung zusammengefaßt, was die Leitung und den Betrieb wesentlich vereinfachte. Einen zusammenfassenden klaren Bericht über das Arbeiten des vereinigten Konzerns gibt es nicht. Immerhin ist aus einzelnen Handels- und Privatberichten zu entnehmen, daß die Kohlengruben vom Jahre 1907 bis zum Jahre 1910 ihre Förderung von 400000 auf 640000 Tonnen steigerten, wobei sich ihre Selbstkosten auf 3,60 bis 6 M. für Kohle und 10,20 M. für Koks pro Tonne stellten und die ganze Förderung an den Konzern zum eigenen Verbrauch abgegeben wurde, so daß der Verkauf an der Grube und im Inland eine nur ganz geringe

Rolle spielte. Die Selbstkosten der Taje-Produktion stellten sich auf nur 1,50 M. pro Tonne, die Erze gehen, wie erwähnt, an die Stahlwerke und nach Japan. In Hanyang stellt sich die Tonne Erz mit sämtlichen Bahn- und Verfrachungskosten auf etwas über 4,50 M.; ein Gutachter hat berechnet, daß die Tonne Roheisen mit Einrechnung sämtlicher Unkosten in Hanyang ungefähr 42 M. kostet, wobei allerdings die Kosten von Koks sehr hoch berechnet wurden. Ein anderer Sachverständiger hat einen Selbstkostenpreis von 51 M. angenommen. Der Unterschied zwischen den Angaben ist zum Teil auch durch andere Umrechnungskurse bedingt. Die Hanyanger Stahlwerke, die von luxemburgisch-belgischen Ingenieuren geleitet wurden und nur wenig deutsche Herren beschäftigten, besaßen 1908 zwei Hochöfen mit einer Produktion von zusammen 300 Tonnen, zwei weitere von je 350 Tonnen wurden in den folgenden Jahren vollendet, so daß bei Ausbruch der Revolution, die den ganzen Betrieb lahmlegte, etwa 1000 Tonnen Roh-eisen erzeugt werden konnten. „Das Stahlwerk arbeitete mit acht Martin-Öfen, die glühenden Stahlblöcke wurden in mit Gas geheizte Tieföfen eingesetzt und von dort direkt in das Blockwalzwerk und weiter nach den Schienen-, Träger- und Blechwalzwerken überführt. Das Träger- und Schienenwalzwerk bestand aus fünf Straßen und zwei Walzenzugmaschinen, das Blechwalzwerk aus einer großen Blechstraße und einigen Feinblechwalzwerken. Alle Einrichtungen sind absolut modern gehalten, und die Fabrikation sämtlicher Produkte in einem Arbeitsgang ist vorgesehen, der Antrieb ist größtenteils elektrisch. Die Beschäftigung der Werke ist dauernd vorzüglich.“ (Dr. Junghann über den Betrieb im Jahre 1908 in einem 1910 im Nieder-rheinischen Bezirksverein Deutscher Ingenieure gehaltenen Vortrage.)

Wenn aber auch der Hanjepin-Konzern an sich ein großartiges Unternehmen darstellt, so bedeutet er doch verhältnismäßig wenig für den Konsum des ganzen Reiches, das im Jahre 1910 für 19 Millionen Hk. Tls., also für über 57 Millionen Mark Metalle usf. einfuhrte, wobei Maschinen, Eisenbahnmaterialien und dergleichen noch gar nicht einbezogen sind. Es kann hier nur leicht angedeutet werden, wie sich dieses Bild der chinesischen Eisenproduktion und eigenen Eisenverarbeitung mit der Zeit wohl ändern wird. China steht ganz am Anfange seiner Entwicklung. Die Kräfte, die in Japan zu einer machtvollen Industriepolitik führten, Nationalismus und wohl auch Chauvinismus, zielbewußte Weltpolitik und vor allem einheitlicher und von oben bewußt gelenkter Patriotismus, alle diese Kräfte sind in China erst im Entstehen begriffen. Aber die Entwicklung wird kommen, die Bodenschätze werden von Chinesen oder von Fremden oder von beiden gemeinsam gehoben werden, und ihre Verarbeitung im Lande selbst

ist dann nur eine Frage der Zeit, weil die internationale Konkurrenz zur möglichsten Kostenersparnis drängt. Der Standpunkt abendländischer industrieller Exporteure, die Entwicklung chinesischer oder auch japanischer Industrie hintanhalten zu wollen, weil jedes neue Werk im Osten den Absatz der Heimat nach dem Osten schädige, wird auf die Dauer nicht aufrecht zu erhalten sein, weil diese Konkurrenz im Osten doch kommen muß, ob japanisch oder chinesisch oder ob von unternehmungslustigen Fremden draußen angeregt. Hat man das erst einmal klar erkannt, so wird man zugeben, daß unter diesen Umständen es immer noch besser ist, sein eigener ostasiatischer Konkurrent zu sein, d. h. die Entwicklung der chinesischen Eisenerzgewinnung und Verhüttung, um bei dem speziellen Gebiet zu bleiben, selbst in die Hand zu nehmen, als daß andere das tun und den Zwischengewinn einstecken, um trotzdem den Export der übrigen Länder nach dem Osten zu verkleinern. Deutschland steht vor einer solchen Entscheidung.

Daß im Bereiche der Konzession der Deutschen Schantung-Bergbau-Gesellschaft große Eisenerzlager vorhanden seien, wurde schon vor vielen Jahren bekannt. Richthofen hatte schon darauf hingewiesen, in verschiedenen Broschüren der letzten Jahre sind die Erzvorkommen erwähnt und als gut bezeichnet. In einem Bericht über die Entwicklung Schantungs im letzten Jahrzehnt, der die segensreichen Folgen des Ausbaues Tsingtaus für die überbevölkerte und arme Provinz dartun sollte, schrieb der deutsche Konsul in Tsinanfu, als er der großen, fast unverkäuflichen Rückstände an Feinkohle in der deutschen Hungschankohlengrube gedachte: „Dieser Mißstand wird aufhören, sobald die Feinkohle in größeren Mengen zur Brikettierung und Verkokung für das hoffentlich nicht mehr lange auf sich warten lassende Eisenwerk bei Tschinlingtschen verwendet wird.“ Die Ende des Jahres 1910 ausgesprochene Hoffnung hat sich bis jetzt nicht verwirklicht. Man weiß, daß in den letzten Jahre eine Menge Gutachten eingeholt wurden und daß Analysenproben gemacht wurden, aber über den Erfolg die deutsche Öffentlichkeit aufzuklären, hat die Deutsche Bergbau-Gesellschaft, die von der deutschen Regierung die Konzession erhalten hat, nicht für nötig befunden. Und dabei interessiert ein Abbau der Erze und eine etwaige Verhüttung wahrhaftig nicht nur die Besitzer der Aktien der Deutschen Schantung-Bergbau-Gesellschaft, sondern recht viele weitere Kreise. Sind wirklich gute Erze vorhanden, so wäre an und für sich die Gründung eines Werkes in der Nähe von Tschinlingtschen das richtige. Dort lagern die Erze, kaum 20 km davon die zu verkokenden Kohlen, der Standort der beiden Hauptrohmaterialien sollte auch den Standort der Industrie bestimmen. Die Fertigfabrikate den 180 km weiten Weg zur See nach Tsingtau zu schaffen, wäre viel

billiger als zuerst die Rohmaterialien den langen Weg zur Küste zurücklegen zu lassen. Dagegen spricht nur die Unbestimmtheit des chinesischen Textes des Kiautschou-Vertrages, der wohl das Recht zu schürfen, anscheinend aber nicht ganz klar auch das Recht zur industriellen Verwertung der Bodenschätze gibt. Ferner spricht dagegen die Unbestimmtheit der politischen Verhältnisse. Und für ein Verlegen des zu gründenden Eisen- und Hüttenwerkes nach Tsingtau sprechen nicht nur die beiden hier erwähnten Gründe, sondern auch die Sorge um die industrielle Ausgestaltung dieses unseres Platzes an der Sonne. Die Entwicklung Tsingtaus ist bis jetzt stetig und gut gewesen. Der Handels-hafen wird in seiner Bedeutung gewinnen, wenn die Bahnpolitik Deutschlands erst etwas energischer und bestimmter der Erschließung des Hinterlandes sich annimmt. Deutschland hat aber auch Tsingtau zu einem Einfallstore deutscher Wissenschaft und Belehrung für die Chinesen gemacht. Die technische Hochschule — das ist die deutsch-chinesische Hochschule in erster Linie — war der theoretische Schritt, die Industrialisierung des Platzes sollte der praktische Schritt sein. Es gibt in Tsingtau außer zwei Eierfabriken, einer Ziegelei und sonst ein paar kleinen Unternehmungen wie Wasserwerk, Elektrizitätswerk usf. an Industrien nur die staatliche Werft. Ein privates Hütten- und Hochofenwerk würde eine glückliche Ergänzung des Handels und der Schule bilden. Es würde — wir haben als Beispiel, das uns wiederum die Japaner vormachen, drüben auf dem Hokkaido die zielbewußte Industrialisierung Murorans — andere verarbeitende Industrien nach sich ziehen und auf Handel und Wandel Tsingtaus, auf seine Einfuhr und Ausfuhr belebend einwirken. Das ist das direkte Interesse, das Deutschland als solches an dieser Frage hat. Ein derartiges Werk würde aber auch von hohem politischen Interesse sein, da für erzeugtes Roheisen nicht nur in China, sondern vor allem, wie hier nachzuweisen versucht wurde, in Japan ein guter Markt zu eröffnen wäre. Man dachte eine Zeitlang daran, von den reichen Erzen der deutschen Konzession an Japan über Tsingtau Roherze abzugeben in der Erwägung, daß der Erzreichtum groß genug sei, um das gefahrlos tun zu können, daß man aber an dem Verdienst solcher Lieferungen ein deutsches Verarbeitungswerk sozusagen großziehen könnte. Dieser Plan ist bald wieder aufgegeben worden, aus Gründen, die hier nicht näher zu erörtern sind, aber die Versorgung Japans mit billigem Eisen, das ihm bitter nottut, würde ein neues Glied in der Kette unserer Handelsbeziehungen zu Japan und eines von nicht zu unterschätzendem Einflusse sein. Das ist ein Interesse, das über das der privaten Aktieninhaber weit hinausgeht. Das erwähnte letzte Gutachten über die Schantung-Eisenerzfrage sagt von den Erzfunden, daß sie durchaus lohnend abzubauen seien, daß sie am Tieschan in einer Güte ähnlich

der der Taje-Vorkommen (also 60—70 prozentig) und in einer Menge vorhanden seien, die einen Abbau über Tage, also ohne besondere Mineneinrichtung, für verschiedene Jahrzehnte garantierte. Das Gutachten kommt auf Grund zahlreicher Analysen zu einem glänzenden Urteil über den Wert der Erze, enthält auch genaue Berechnungen über die zu begründenden Anlagen und über den zu erwartenden Absatz und betont, daß die Begründung eines Hochofen- und Hüttenwerkes in Tsingtau eines finanziellen Erfolges sicher sei. Im einzelnen wird festgestellt, daß das Eisenerzvorkommen aus einer Kontaktlagerstätte von Magnet Eisenstein zwischen dioritischen Eruptivmassen und sedimentärem obersinischem Kalkstein bestehe. Schürfuntersuchungen, die mittels Schürfgräben, Stollen und Schächten in den Jahren 1901, 1905 und 1906 vorgenommen worden sind, haben ein Lager in einer durchschnittlichen Mächtigkeit von 9—12 m über einer flachen Bauhöhe von rund 130 m und mit einem Einfallwinkel von meist 45° nachgewiesen. Die durch Stollenbetriebe ohne sonderliche Anlagekosten zu gewinnenden Eisensteinmengen berechnen sich auf wenigstens 2 Millionen Tonnen, zu denen noch weitere 9,5 Millionen Tonnen hinzutreten, die bis 80 m tief unter der Stollensohle anstehen und gleichfalls ohne nennenswerte betriebliche Einrichtungen nutzbar gemacht werden können. Der Gutachter fügt hinzu, daß seine Zahlenangaben unbedenklich verdoppelt werden könnten, so vorsichtig seien seine Berechnungen aufgestellt. Darüber hinaus gibt es aber noch eine Fortsetzung der Kontaktlagerstätte, die 6 km westlich des Tieschan-Berges an dem Sybausch an nachgewiesen ist und wo, nach den Berichten eines anderen Sachverständigen, die Eisenerzmengen nicht minder beträchtlich sind. Am Tieschan allein aber liegt bei der angenommenen Mindestmenge und bei über 300 Tonnen täglicher Entnahme so viel Material, um das Eisenwerk auf mindestens 50 Jahre einzudecken. Die Qualität des Eisens und seine Verhüttungsfähigkeit wird in dem Gutachten eingehend nachgewiesen, und nach Berechnungen, die allerdings im Hinterlande zu errichtende Hüttenwerke im Auge haben und in dieser Hinsicht zu modifizieren sind, wird gesagt, daß das in Schantung zu erzeugende Eisen vor dem von Europa eingeführten gleichwertigen Produkte loco Tsingtau ungefähr 30 M. im Preise niedriger sei. Und doch ist bisher nichts geschehen, um den Abbau der Erze in Angriff zu nehmen, obgleich am 1. Januar 1914 die vom Reiche gewährte Konzession abläuft, wenn nicht bis dorthin ein regelrechter Bergbaubetrieb eingerichtet ist. Es ist anzunehmen, daß das Reich sich hier nicht mit der Fiktion eines bergbaulichen Betriebes begnügen wird, die ein paar hundert Eisenbahnwagen voll Erzgestein wegschaufelt, ohne für ihre Verwendung Sorge getragen zu haben. Und es ist zu hoffen, daß, wenn diese wertvolle Konzession ungenutzt verstreicht, das Reichsmarineamt Mittel

und Wege finden wird, andere Konzessionäre für diese Sache zu interessieren.

Die Frage der Errichtung eines deutschen Eisen- und Hüttenwerkes ist besonders dringlich deshalb, weil der Hanyang-Konzern gegenwärtig durch die Revolutionswirren lahmgelegt und seiner europäischen Berater beraubt ist. Die Hochöfen sind erkaltet und müssen vollkommen abgerissen werden, das Werk ist in seinem Betriebe auf Jahre hinaus gehemmt, es ist zudem durch schlechte kaufmännische Leitung und die ganzen Revolutionswirren finanziell nicht aufs beste gestellt und muß erst neue Formierung erhalten. Selbst wenn das alles gelingt, braucht es ein paar Jahre, um den alten Höhepunkt wieder zu erreichen. Es würde dann zur vollen Leistungsfähigkeit gleichzeitig mit dem inzwischen erbauten und großgezogenen deutschen Werke kommen. Wenn auch von einer wirklichen Konkurrenz bei der Größe Chinas und dem zu erwartenden Bedarfe und bei dem weiten Auseinanderliegen der beiden Werke nicht zu sprechen wäre, weil ja der Markt für beide auf ganz verschiedenen Gebieten liegt, so ist dieser Umstand immerhin doch in Rechnung zu stellen.

5. Vom Handelsgeschäft in China.

Unter den 141 868 Fremden, die der chinesischen Seezollstatistik zufolge im Jahre 1910 in China gelebt haben, befanden sich 65 434 Japaner, 49 395 Russen, 10 140 Engländer und 4 106 Deutsche. Die hohe Zahl der Russen und Japaner erklärt sich ohne weiteres aus der eigentümlichen politischen Stellung der Nord- und Südmandschurei, die praktisch als russische und japanische Einflußsphäre der Herrschaft Chinas ziemlich entzogen ist und de iure doch zu China politisch gezählt wird. Immerhin ist die besonders hohe Zahl der Japaner, die mit 46 Prozent nahezu die Hälfte aller Fremden in China umfaßt, auch davon herzuleiten, daß der japanische Handel in den letzten Jahren immer mehr nach China geht und sich hier große Absatzgebiete erschlossen hat. Der Export Japans nach China hat sich im Jahrzehnt 1900 bis 1910 von 25,7 auf 76,8 Millionen Hk. Tls. gehoben, wozu jetzt noch die Steigerung des koreanischen Exportes von 1,2 auf 24 Millionen zu zählen ist. Und der Import Japans aus China, der zumeist Rohstoffe für die japanische Industrie wie Erze und Baumwolle umfaßt, hob sich von 16,9 auf 61,6 Millionen, wozu die koreanischen Zahlen mit 0,8 und 2,6 Millionen Hk. Tls. zu rechnen sind. Die Japaner sind im Handel die rührigsten und eifrigsten Kaufleute, die vermöge der Rassenverwandtschaft mit den Chinesen und dank ihrer ausgezeichneten An-

passungsfähigkeit auch im Inlande auf ihren Reisen, die besten Geschäfte mit den Chinesen machen. Besonders groß ist die Zahl ihrer Kleinhändler, die in den bescheidensten Lebensanforderungen sich kaum von den bedürfnislosen Chinesen unterscheiden. Wenn es Japan gelungen ist, im letzten Jahrzehnt seine Beteiligung am chinesischen Gesamthandel von 11 auf 16 Prozent zu steigern, und das trotz der gerade im letzten Jahrzehnt so stark vermehrten Konkurrenz der fremden Mächte in China, so ist das das Verdienst jener kleinen Kaufleute, die für die großzügige und opferwillige Arbeit der japanischen Schifffahrtslinien erst die Unterlage gaben. Das gesamte Europa (mit Ausnahme Englands) konnte in dem letzten Jahrzehnt seine Beteiligung am chinesischen Handelsgeschäfte nur von 9 auf 11 Prozent steigern, die Gesamtbeteiligung der Vereinigten Staaten fiel von 8 auf 6 Prozent (obgleich die absoluten Zahlen des Importes und Exportes von und nach China natürlich stiegen, von 32 auf 57 Millionen Hk. Tls.), Englands Beteiligung fiel trotz der absoluten Steigerung von 55 auf 90 Millionen Hk. Tls. von 14 auf 10 Prozent. Diese Berechnungen sind alle auf Grund der nicht ganz einwandfreien chinesischen Seezollstatistik hergestellt, bei der nicht immer das in der Statistik aufgeführte Land auch das Produktionsland der dort statistisch erfaßten Waren ist, aber derartige feine Unterschiede verändern das Gesamtergebnis kaum sehr erheblich. Der mit 32 Prozent ziemlich erheblichen russischen Bevölkerung in China entspricht die handelspolitische Bedeutung Rußlands kaum. Die Beteiligung Rußlands am Chinahandel stieg zwar im letzten Jahrzehnt von 16 auf 63 Millionen Hk. Tls., immerhin von 4 auf 7 Prozent, aber während bei Japan die industrielle und Warenausfuhr Japans nach China so besonders stieg und daneben der Bezug von Rohstoffen für die heimische Industrie, vermehrte sich bei Rußland in der Hauptsache die Versorgung des Amur- und pazifischen Hafengebietes mit Lebensmitteln, während außerdem im Teehandel die Russen so gut wie gar keine Fortschritte gemacht haben.

Was nun Deutschland angeht, so ist ein Vergleich schwer. Denn in die Zahl der Deutschen in China sind die auf deutschem Gebiete, also in Kiautschou lebenden Deutschen nicht mit einbegriffen, während aus den Handelszahlen der Handel dieses Gebietes natürlich nicht ausgeschlossen ist. Wenn also den drei Prozent, die die Deutschen in China unter der Fremdenbevölkerung ausmachen, vier Prozent Anteil am chinesischen Handelsgeschäfte entsprechen, so ist das ebensowenig ein einwandfreier Vergleich, wie er es im übrigen auch bei den anderen Nationen sein kann, denn auch Japan und England besitzen eigenen Grund und Boden in China, dessen Einwohner nicht zu den „in China lebenden Fremden“ gezählt werden, dessen Handel aber in der chine-

sischen Seezollstatistik mit enthalten ist. Der deutsche Handel wurde im Jahre 1900 von der chinesischen Seezollstatistik noch nicht eigens erfaßt, erst im Jahre 1905 werden die europäischen Staaten getrennt aufgeführt. Vom Jahre 1905 bis zum Jahre 1910 stieg dann dieser deutsche Handel von 20,3 auf 34,7 Millionen Hk. Tls., in Prozentzahlen der Anteil Deutschlands am chinesischen Geschäfte von 2,8 auf 4,1 Prozent. Allein die chinesische Seezollstatistik zählt den Handel und die Waren nach dem Lande, unter dessen Flagge diese in China ankommen und ausgehen, wobei ein gut Teil des deutschen Handels Niederland und Belgien zufällt, und wie ungerecht diese Methode gerade für Deutschland ist, das wird durch die Zahlen der einwandfreien deutschen Statistik bewiesen, die für die Jahre 1905 und 1910 den deutschen Handel mit 135 und 161 Millionen Mark angibt, während er nach der chinesischen Statistik unter Umrechnung des Taels selbst zum hohen Durchschnittskurse von 3 M. nur 60,9 und 104 Mill. Mark betragen sollte. Betrachten wir die Entwicklung des deutschen Handelsgeschäftes mit China und dem fernen Osten überhaupt nach der deutschen Statistik, so wird uns klar, welche Bedeutung der Osten in unserem Handel gewonnen hat. Im Jahre 1892, als die deutsche Einfuhr 4227 Mill. Mark betrug, machte die Einfuhr aus China mit 125 Mill. Mark nur 0,3 Proz. aus, die Einfuhr aus Japan mit 7,8 Mill. Mark gar nur 0,2 Proz. Im Jahre 1900 hatte sich die Gesamteinfuhr auf 6043 Millionen gehoben, und Chinas Anteil von 29 Mill. Mark machte darin 0,5 Proz., Japans Anteil von 16,4 Mill. Mark 0,3 Proz. aus. Im Jahre 1911 endlich, als die Einfuhr 9706 Mill. Mark betrug, erreichte China mit 103,3 Mill. Mark einen Anteil von 1,1 Proz., Japan mit 37,6 Millionen einen Anteil von 0,4 Proz. Die Ausfuhr Deutschlands betrug im Jahre 1892 erst 3150 Mill. Mark, an dieser war China mit 30 Mill. Mark oder 0,9 Proz. und Japan mit 17,1 Mill. Mark oder 0,5 Proz. beteiligt. Im Jahre 1900 war sie auf 4752 Mill. Mark gestiegen, Chinas Anteil mit 50,6 Mill. Mark oder 1,2 Proz. war jetzt überholt durch Japans rasch erschlossenes Absatzgebiet, das für 70,4 Mill. Mark deutsche Werte aufgenommen hatte und 1,5 Proz. der gesamten deutschen Ausfuhr übernahm. Im Jahre 1911 endlich, als die Gesamtausfuhr Deutschlands auf 8106 Mill. Mark gestiegen war, betrug Japans Anteil mit 112,6 Mill. Mark 1,4 Proz., während China mit 71,8 Mill. Mark wieder auf 0,9 Proz. Beteiligung zurückgegangen war. Der enorme Aufschwung der deutschen Ausfuhr ist zum größten Teile auf die Rechnung der Entwicklung unserer Maschinen-, chemischen und elektrischen Industrie zu setzen, die Werte produziert, für die der chinesische Markt noch nicht reif ist. Daraus erklärt sich, daß China hinter dem industriellen und in den Bedürfnissen seiner Bevölkerung viel mehr entwickelten Japan zurückstehen mußte. Nehmen wir aber die absoluten Zahlen des Handelsverkehrs,

so stieg Deutschlands Beteiligung am chinesischen Handel in In- und Ausfuhr zusammen vom Jahre 1892 über 1900 auf 1911 von 32,5 auf 79,6 und 175,1 Mill. Mark. Die Beteiligung am japanischen Handel in In- und Ausfuhr stieg im gleichen Zeitraum von 25,9 auf 86,8 und 150,2 Mill. Mark. Betrachten wir den Anteil der beiden ostasiatischen Länder nach In- und Ausfuhr getrennt, so ergibt sich, daß bei China der Wert der Einfuhr aus China nach Deutschland von 12,5 auf 29 und 103 Millionen stieg, während unsere Ausfuhr nach China von 30 auf 50,6 und 71,8 Millionen, also lange nicht in dem raschen Tempo wie die Einfuhr, stieg. Bei Japan ist es umgekehrt. Die Einfuhr aus Japan stieg von 7,8 auf 16,4 und 37,6 Mill. Mark, die Ausfuhr nach Japan aber hob sich von 17,1 auf 70,4 und auf 112,6 Mill. Mark. Die Bedeutung der beiden Länder für unsern gegenwärtigen Handel ist also die, daß uns an China hauptsächlich die Einfuhr nach Deutschland, an Japan hauptsächlich die Ausfuhr nach Japan interessiert. China versorgt uns in steigendem Maße mit Rohmaterialien wie Sesam-
saat und Soyabohnen, Rindshäuten und Baumwolle, Borsten, Strohborten, verschiedenen vegetabilischen Ölen usf., während seine Abnahmefähigkeit für unsere industriellen Erzeugnisse erst im Entstehen begriffen ist. Japan, das mit der steigenden Industrieentwicklung seine Rohstoffe selbst verarbeitet und sogar koloniale Expansion treibt, um zu genügend Rohstoffen zu gelangen, kann uns mit Ausnahme des Kampfers, für das es ein Monopol hat, der Pongees, der Rohseide, einiger Öle usf., wenig Rohstoffe liefern, während es ein immer besserer Abnehmer für unsere Industrie geworden ist. Aus alledem erhellt, wie groß das Interesse des deutschen Handels gerade an möglichst hochentwickelten Ländern und ihrer Bevölkerung ist — in den Abnahmeländern unserer Ausfuhr stehen ja Großbritannien, Österreich-Ungarn und die Vereinigten Staaten von Amerika mit 2697 Millionen, unter 8106 insgesamt, weit voran —, und wie stark schon der Unterschied zwischen Japan und China hier ins Gewicht fällt, wo Japan sich zwar von China beträchtlich unterscheidet, aber seine Bevölkerung auf der Stufenleiter der Bedürfnisse doch lange nicht die Höhe der westlichen Kulturvölker erklommen hat. Das führt uns aber zu dem Schlusse, daß das Interesse Deutschlands an einer möglichst raschen Erziehung und Hebung der chinesischen Bevölkerung außerordentlich groß ist, daß die kleinste Vorwärtsbewegung im Sinne unserer westlichen Zivilisation und Technik für uns außerordentlich viel bedeutet, weil sie nicht nur eine Hebung der Produktion des Landes und damit eine Vermehrung der Rohstofflieferung an uns in sich schließt, sondern auch eine Steigerung unserer Ausfuhr im Gefolge haben wird. Das ist der Unterschied in der Rolle Japans und Chinas für uns: Japan wird uns nicht viel mehr Rohstoffe liefern können,

als das heute der Fall ist, doch seine Abnahmefähigkeit für unsere Erzeugnisse kann und wird steigen. China dagegen wird uns beträchtliche Mengen Rohstoffe mehr liefern können und dabei ganz mechanisch und von selbst seine Aufnahmefähigkeit für unsere Erzeugnisse vermehren. Und wenn wir nun vergleichen, daß es sich bei Japan um rund 60 Millionen, bei China aber um 350 bis 400 Millionen Bevölkerung handelt, so springt das deutsche Interesse noch mehr in die Augen. Diese Überlegungen aber bilden die Grundlage für alle Betrachtungen der deutschen Interessen in Ostasien und vor allem für alle Wünsche nach einer vermehrten Beteiligung Deutschlands an der kulturellen Hebung Chinas. Aus diesen Zahlen und ihrer Erläuterung werden die innigen Beziehungen klar, die zwischen Erziehung und Schule und Handel und Warenabsatz in China herrschen, Beziehungen, die die Amerikaner erkannt haben, wenn sie den Chinesen ihren Anteil an der Boxerentschädigung von nahezu 33 Mill. Taelen erließen zugunsten der jährlichen Entsendung einer bestimmten Anzahl chinesischer Studenten an die Hochschulen Amerikas; die auch die Engländer erkannt haben, wenn sie ungeheure Mittel für Schulen in China, hauptsächlich für eine Universität in Hongkong aufbrachten, die schließlich auch von Deutschland erkannt worden sind durch die Begründung der Schulen in Tsingtau, Schanghai und an anderen Orten.

Es gäbe kein richtiges Bild, wollte man den Umfang der deutschen Handelsinteressen in China rein auf die Zahlen der deutschen oder der chinesischen Statistik beschränken. Der Kaufmann dirigiert die Richtung des Handelsgeschäftes nicht allein, er ist darin gar oft abhängig von Faktoren, mit denen er als gegeben rechnen muß. Er hat es nicht in der Hand, die Waren zu bestellen, die ihm richtig scheinen, und zu warten, bis nun der Käufer dafür erscheint, sondern er muß diejenigen Waren bestellen und vertreiben, für die ein Bedürfnis und eine Nachfrage vorhanden ist. Erst durch ein gutgehendes und sicher begründetes Geschäft wird es ihm möglich, zwischendurch auch seinen eigenen Ideen im Handelsgeschäfte zu folgen und Neuerungen einzuführen. Der deutsche Kaufmann ist darin noch unfreier als der englische oder amerikanische. Die englische Sprache dominiert im fernen Osten, nicht nur, weil die englischen Interessen am bedeutendsten sind, sondern vor allem, weil zwei Nationen an ihrer Verbreitung arbeiten, während Deutschland in dieser Hinsicht von Österreich-Ungarn z. B. — dessen Gesamthandelsinteressen in China im Jahre 1910 nur 3,5 Mill. Hk. Tls. betragen — ohne jede Unterstützung blieb. In dem Moment der Verbreitung der Sprache aber liegt zugleich ein Anreiz zur Bestellung der Waren vom Heimatlande jener Sprache, weil der chinesische Händler und Ingenieur die Beschreibungen und Prospekte in dieser Sprache lesen und verstehen können. So sind bei einer ganzen

Reihe von Lieferungen vom Besteller englische oder amerikanische Fabrikate vorgeschrieben, und der deutsche Kaufmann wird diese Ware liefern müssen, wenn er auf den Zwischengewinn nicht verzichten will. Der Vorwurf des mangelnden Nationalbewußtseins, den man zuweilen der deutschen Kaufmannschaft hat machen wollen, weil sie manchmal mehr den Absatz der Produktion anderer Länder als den Deutschlands fördere, erscheint ungerechtfertigt und unbegründbar. Erst im vorigen Jahre wurde an eine deutsche Elektrizitätsfirma die Lieferung einer Straßenbahn vergeben, bei der die Lieferung englischer Wagen und Maschinen vorgeschrieben war, und die deutsche Firma mußte einfach auf diese Bedingungen eingehen, wollte sie der deutschen Industrie wenigstens die Lieferung des Schienen- und sonstigen Materials erhalten und das Geschäft nicht aus der Hand geben. Ähnliche Fälle kommen zu Dutzenden und zu Hunderten im täglichen Leben jedes Kaufmanns in China vor. Zudem ist die englische Industrie in der Lage, manche Dinge für den chinesischen Markt billiger oder geeigneter zu liefern als die deutsche, und man kann die Anforderungen an den Patriotismus der deutschen Kaufleute nicht so hoch stellen, daß sie in der Konkurrenz mit anderen Kaufleuten die teurere und weniger geeignete deutsche Ware einkauften, wo die billigere und geeignetere englische Ware zur Verfügung steht. Angriffe in dieser Richtung nützen weniger, als sie durch die entstehende Verbitterung schaden können. Der richtige Schluß aus diesen tatsächlichen Verhältnissen wäre doch der, das Institut der Handelssachverständigen so auszubauen, daß technisch und zugleich volkswirtschaftlich geschulte Kräfte an mehreren Orten in China sich durch eigenes Studium und Reisen im Inlande davon überzeugten, welche Waren und welche Qualitäten und Preise die deutsche Industrie liefern sollte, um ihren kaufmännischen Vertretern in China eine lohnende Konkurrenz mit fremden Ländern zu ermöglichen. Gerade an dieser Verbindung von heimischer Industrie und deutscher Kaufmannschaft in China fehlt es noch beträchtlich. Der Konnex zwischen der japanischen Industrie und dem kaufmännischen Vertrieb ihrer Waren in China ist weit besser geregelt und der Erfolg liegt zutage. Freilich sollte uns das Beispiel Japans, seiner Entwicklung und der Stellung des deutschen Handels dort vor manchen aussichtslosen Versuchen in China bewahren. Der Beginn der Erschließung Japans stand im Zeichen des Importes von Kleinigkeiten, geringwertigen Waren wie Spiegelchen, Messern und derartigen Dingen. Im selben Maße, in dem die eigene japanische Industrie stieg, ging dieser Kleinimport zurück, ohne daß die fremde Kaufmannschaft in Japan und mit ihr die deutsche, den richtigen Grund und die Berechtigung dieses Grundes einsehen wollte. Die Importeure, die ihren Umsatz und ihren Gewinn ständig sinken sahen, wurden ärgerlich und allzu kritisch,

und ihre Äußerungen verschnupften wiederum die japanische Eitelkeit und Selbständigkeit, so daß eine Art Kampfzustand lange herrschte, bis der Übergang vom geringwertigen Kleinimport zum hochwertigen Feinimport gefunden war. In China sollte uns diese Entwicklung erspart bleiben durch die Überlegung, daß die inzwischen in solchen kleineren Bedürfnisartikeln leistungsfähig gewordene japanische Industrie diesen aufkommenden Markt viel billiger und schneller versorgen kann als wir. Die japanische Industrie, die vor der Hand nur geringwertige, aber billige Ware liefern kann, sollte in dieser Hinsicht eher die Vorkämpferin der deutschen werden, da sie ja nur eine Erziehung der chinesischen Bevölkerung zu Bedürfnissen vorbereitet, die allmählich auch von der Schundware zur Qualitätsware den Übergang finden werden. Nur wo die Bestellung derartiger Schundware einem größeren Zwecke dient, wird sie geschäftlich für die europäische oder amerikanische Industrie lohnend sein. Das glänzendste Beispiel, das überhaupt für die amerikanischen Geschäftsmethoden in China sehr bezeichnend ist, wird von Thomas Millard in seinem lesenswerten Buche *America and the far eastern question* beschrieben. Er spricht in dem Kapitel über die moderne Industrie in China von den zwei großen Pionieren amerikanischer Produkte in China, der Standard Oil Company und der British - American Tobacco Company. Als ein Beispiel für die Methode dieser Firmen, eine Nachfrage bei den Chinesen nach Waren zu begründen, mag erwähnt werden, daß die Standard Oil Company mehr als 200 verschiedene Arten von Lampen eingeführt hat, die jeder Gebrauchsart und jedem Einkommen angepaßt sind. Man hat sich außerordentliche Mühe gegeben, eine Lampe für die allerärmste Familie zu schaffen. Vor kurzem hat die Firma in Amerika eine Anzahl kleiner Lampen bestellt, die zum Preise von wenigen Cents durch ihre chinesischen Händler verkauft werden sollten. Eine Ladung von 500 000 Stück dieser Lampen wurde ausgesandt, und einer der Agenten der Gesellschaft nahm einige Proben auf eine Reise ins Innere mit, um sie den chinesischen Händlern zu zeigen. Sein erster Aufenthalt war eine Stadt am Yangtse, die eine starke Bevölkerung in ihrem Hinterlande versorgt. Er zeigte die Lampen verschiedenen chinesischen Kaufleuten, die davon befriedigt schienen und erklärten, einige nehmen zu wollen. „Wieviel wollen Sie nehmen?“ fragte der Agent einen der chinesischen Kaufleute. „Ich will 200 000 Stück nehmen,“ antwortete er, „ich will 250 000 Stück nehmen,“ sagte ein anderer Kaufmann. „Halten Sie ein, meine Herren,“ sagte der Agent, „machen Sie langsam, wir haben nur 500 000 Stück von diesen Lampen.“ Alle Aufträge mußten zurückgestellt werden, um die Lampen gleichmäßig unter die Vertreter der Firma im ganzen Reiche verteilen zu können, und der Agent telegraphierte nach New York

man möge eine zweite Sendung abgehen lassen. „Dieser Vorfall“, so schließt Millard, „gibt einen Begriff von dem Markte, der in China für jeden Artikel vorhanden ist, der die Bedürfnisse der Bevölkerung versorgt.“ Und Millard erklärt weiter, der mühelose leichte Absatz der Lampen sei zweifellos auf eine unverdrossene Organisationsarbeit der Firma zurückzuführen; nun werde durch die starke Nachfrage nach diesen Lampen eine ganze Fabrik in Amerika beschäftigt, und ein reicher Absatzmarkt sei ihnen sicher. Und so ziehe dieser eine fremde Artikel dann wieder andere nach, und die Unternehmungen weniger Firmen bahnten die Wege für andere. Übrigens fing dieser Lampenverkauf mit ganz billigen und schlechten Lampen an, bei denen die liefernde Firma sicherlich zusetzte, die aber allein das arme Volk in China kaufen konnte. Es war eine durchaus richtige Spekulation, daß ein Chinese lieber dreimal eine solche zerbrechliche Ware ersetzte, als einmal den dreifachen Preis zur Erlangung einer besseren Lampe anlegte. Und übrigens war der ganze Lampenverkauf doch nichts weiter als eine großzügige und kluge Reklame für das Petroleum, an dessen Absatz alle jene Unkosten wieder hereingebracht wurden. Der Import amerikanischen Petroleums nach China stieg vom Jahre 1906 bis zum Jahre 1910 von 62,9 auf 96 Mill. Gallonen, ihr Wert von 7,1 auf 11,5 Mill. Hk. Tls. Im gleichen Zeitraum sank die Einfuhr von Borneo-Petroleum von 26,9 auf 19 Mill. Gallonen, die Einfuhr von Sumatra-Petroleum konnte sich nur von 38,8 auf 43,5 Mill. Gallonen heben.

Von diesem amerikanischen Beispiel, das, wie gesagt, hauptsächlich vom Standpunkte der Organisation und der Reklame aus betrachtet werden will, abgesehen, wird der billige und kleine Bedarf Chinas vom nahen Japan aus zu decken sein, während die Qualitätsware produzierenden europäischen Länder, und unter ihnen Deutschland, überall da erst mit ihrer Arbeit einzusetzen haben, wo sie mit der japanischen Industrie schon konkurrieren können und wo das wirtschaftliche Verständnis und Unterscheidungsvermögen im chinesischen Volke schon entwickelt ist, an dem es heute noch so völlig fehlt. Das amerikanische Beispiel scheint mir aber auch deshalb erwähnenswert und wertvoll, weil es eine neue Methode und Initiative verrät, die im allgemeinen im ganzen ostasiatischen Handelsgebiete und speziell im deutschen selten ist. Es ist ja schwer, dem konservativen beharrlichen Chinesen neue Wege beizubringen und ihm Anregungen zu geben, aber vielleicht hat man diesen oft gebrauchten Satz von dem Konservatismus und der Beharrlichkeit zu oft gebraucht und zu wenig Versuche in dieser Richtung gemacht. Die deutschen Kaufleute sind erheblich später in das fernöstliche Handelsgebiet eingetreten als die Engländer und die Amerikaner, und als sie kamen, brachten sie frische

Energie und sehr viel Arbeitsamkeit, aber die Betätigung geschah nicht in neuen Unternehmungen, in der Eröffnung neuer Handelswege oder neuer Methoden, sondern es war eine bloße Konkurrenz zu den schon vorhandenen Dingen. Das blieb so im Laufe der Jahre, und so kam es, daß jeder neu ins Geschäft kommende Kaufmann zwar die Zahl seiner Landsleute und die Zahl der Firmen vermehrte, aber kaum das ganze Geschäft änderte. Die Entwicklung Chinas zum Export und seine Fähigkeit zur Aufnahme von Importen stiegen weniger rasch, als die Zahl der Kaufleute sich vermehrte. Es mußte sich also eine immer steigende Zahl in einen nur wenig oder verhältnismäßig wenig steigenden Handel teilen, und das führte dazu, daß die Konkurrenz die Preise in die Höhe trieb, wohl auch durch intensive Arbeit hier und dort die Quantitäten der zum Export kommenden Waren vergrößerte, daß aber die Gewinne der fremden Kaufleute sanken. Größere Ziffern in Ein- und Ausfuhr und kleinere Gewinne traten an Stelle der früher gerade im Importgeschäft kleineren Ziffern und hohen Gewinne. Was den deutschen Kaufmann angeht, so kommt dazu, daß er nicht ins Ausland geht, um dort eine neue Heimat zu begründen oder auch nur eine dauernde Interessenheimat zu gewinnen. Es ist bezeichnend, daß in den großen bekannten deutschen Import- und Exportfirmen die Teilhaber außerordentlich wechseln; die älteren, die sich in die Heimat zurückziehen, nehmen aber nicht nur ihre Arbeitskraft mit zurück, sondern auch ihr Kapital, und die jüngeren bringen zwar zu- meist Arbeitskraft, aber wenig Kapital mit sich. Eine Fortpflanzung von Generationen deutscher China-Kaufleute haben wir so gut wie nicht oder doch nur in den einzelnen Firmen in kleineren Häfen. Der Ersatz des Kapitals, das die nach Deutschland zurückkehrenden Firmeninhaber nicht mehr in China arbeiten lassen, sondern in Deutschland selbst verwalten wollen, findet durch Kredit statt, und im genommenen und gegebenen Kredit liegt eine der Hauptschwächen der deutschen Handelsstellung in China. Der Vorwurf, den alte englische Kaufleute den Deutschen machen, daß sie das System der Kreditgewährung an die Chinesen ganz übermäßig ausgebaut hätten, ist nicht ganz unbegründet. Vielleicht brachte die starke und stets zunehmende Konkurrenz der fremden Kaufleute von selbst diese Entwicklung mit sich, aber die deutschen Kaufleute haben sie sicherlich mit begünstigt, mitbeeinflußt durch das tief eingefressene, aber durchaus nicht mehr richtige Schlagwort: der Japaner sei als Kaufmann verschlagen, betrügerisch und unmoralisch, der Chinese sei das Gegenteil davon, treu, ehrlich und zuverlässig. Von dieser Zuverlässigkeit haben die Krisen der letzten Jahre wenig erfreuliche Proben gezeigt, und der Entschluß der fremden Banken, chinesische Wechsel, die zum Bezahlen der Importwaren gegeben waren, nur zu nehmen, wenn sie drei oder fünf Tage

laufen, war wohl begründet. Nur, daß er an dem Kreditwesen nicht sehr viel geändert hat. Zwar werden jetzt die Waren nur gegen solche Wechsel ausgegeben, aber man gestattet dem Chinesen doch, sie zwar zu bestellen, dann aber in den Lagerhäusern des Importeurs liegen zu lassen, fast so lange er will — Fälle von drei und sogar fünf Jahren sind vorgekommen! — und natürlich erst zu bezahlen, wenn er sie abnimmt, während der Importeur sie doch sofort nach Erhalt in der Heimat bezahlen muß. Zwar ist dieses System immer noch besser als das frühere, wo man die Ware aus der Hand gab und lange Zahlungsfristen gab, denn jetzt bleibt ja der Chinese für den etwaigen Verderb der Ware in den Lagerhäusern verantwortlich, und der Verlust, wenn er zahlungsunfähig wird, läßt sich zu einem kleinen Teil durch den anderweitigen Verkauf der Ware wieder einbringen. Aber erfreulich ist auch das jetzige Verfahren nicht, das natürlich nicht von den deutschen Kaufleuten allein, sondern auch von anderen in mehr oder minder großem Umfange geübt wird.

Dazu kommt, daß die deutschen Kaufleute, mehr als gut und nützlich ist, selbst von dem Kredit ihrer Banken abhängen. Es verbietet sich von selbst, hier zahlenmäßige Belege dafür beizubringen, in welcher Weise selbst große und bedeutende deutsche China-Firmen von gutem Rufe mit verschwindend wenig eigenem Kapital, aber viel Bankkredit zu arbeiten gezwungen sind. Nur erklärt sich aus diesen Zuständen die doppelt schwere Lage deutscher Kaufleute in einer chinesischen Krise, wenn ihnen ihre eigenen Bankkredite notwendigerweise von der Bank beschnitten werden, während die Chinesen sehr viel schwerer zur Deckung ihrer Verbindlichkeiten zu bringen sind. Dann werden Klagen gegen die Bankinstitutionen erhoben, die eigentlich gegen die Kaufleute selbst und ihre Arbeitsmethode gerichtet sein müßten. Freilich kann es daran nicht allein liegen, daß ein etwas gespanntes Verhältnis zwischen der deutschen Kaufmannschaft in China und der Bankinstitution besteht, die doch eigentlich gegründet ist, dem deutschen Handel in China hilfreich zur Seite zu stehen und seine Unternehmungen zu fördern. Es gibt Kaufleute in China, die zu den kundigsten und kenntnisreichsten zählen und die Schätzungen aufgemacht haben, wonach von dem gesamten deutschen Handel in China nicht ein Viertel finanziell durch die Deutsch-Asiatische Bank gemacht werde. Sie erklären das mit einer tiefgehenden Unzufriedenheit mit dieser Bank, die an Entgegenkommen und Kulanz, aber auch an Mut und Schneid beim Beginn neuer Unternehmungen sich von anderen fremden Banken in China übertreffen lasse. Sie erklären es an manchen Orten durch die falsche Auswahl von Persönlichkeiten und behaupten, die Bank, eine Gründung der verschiedenen deutschen Großbanken, entbehre der deutschen Konkurrenz und lebe in den Glauben, es sei allein schon

patriotische Pflicht, die deutschen Geschäfte mit einer deutschen Bank abzuschließen, wo doch die starke Konkurrenz im chinesischen Geschäfte, an dem vielleicht viel zu viele beteiligt seien, als der gegenwärtigen Entwicklung entspräche, zu genauester Kalkulation und Annahme der besten Bedingungen nötige. Es wird ferner mit der Stellung der Deutsch-Asiatischen Bank im Syndikat der früheren vier, jetzigen sechs Mächte gerechnet, das die Bank festlege und hauptsächlich am chinesischen Anleihe- und Regierungsgeschäfte interessiere, während es doch wichtiger sei, kleinere Provinz- oder Stadtanleihen abzuschließen, die von Lieferungsgeschäften begleitet sind und dadurch auch der heimischen Industrie, nicht nur dem kapitalistischen Interesse nützen. An diesen Vorwürfen und Angriffen ist manches richtig, anderes übertrieben. Vielleicht wäre es richtig, in China ein zweites deutsches Bankunternehmen zu schaffen, das sich allerdings nicht mit bloßen Wechsel- und Geldgeschäften abzugeben hätte, sondern dessen Tätigkeit vielleicht in Ergänzung der Betätigung der heute vorhandenen Organisationen darauf hinauslaufen sollte, durch Sachverständige bankmäßig und technisch die von seiten der deutschen Kaufleute ausgehenden Anregungen prüfen zu lassen, um durch eine deutsche Industriebank etwa gemischte deutsch-chinesische Gesellschaften gründen zu können. Sie müßten allerdings unter deutscher Kontrolle und Rechtsprechung stehen, aber sie böten doch Gelegenheit auf manchen Gebieten und in manchen Orten den Chinesen Wasserwerke und Elektrizitätswerke, Straßenbahnen und Fabrikunternehmungen zu errichten, zu denen ihnen heute Kapital und Erfahrung fehlt. Eine solche Industriebank müßte vor allem deutschen Unternehmungen helfen können, wie z. B. der in Schanghai begründeten, aussichtsreichen und von den hervorragenden Kaufleuten dieser Stadt unterstützten Brauerei, der die Deutsch-Asiatische Bank die hypothekarische Beleihung ihrer Grundstücks- und Fabrikwerte ablehnte, so daß sie zum Bankverkehr mit einer englischen Bank überging. Auch hier gebietet jedoch die Pflicht der Objektivität zu sagen, daß der Deutsch-Asiatischen Bank durch die Verordnung über die Ausgabe von Hypotheken-Pfandbriefen vom 24. Januar 1910 die Hände gebunden sind, und daß eben einer unabhängigeren freieren Organisation manches offenbliebe, was ihr infolge ihrer besonderen Stellung versagt sein muß. Gerade jetzt, wo es endlich gelungen ist, den Widerstand des deutschen Reichstages gegen die kleinen Aktien zu besiegen und wo das Klein-Aktiengesetz die Möglichkeit bietet, leichter deutsche Unternehmungen in China zu organisieren und vor allem deutsche Unternehmungen auch deutsch zu führen und sie nicht unter englischer Flagge nach der Eintragung in Hongkong segeln zu lassen, gerade jetzt sollte ein gesundes und vertrauensvolles Zusammenarbeiten der deutschen Kaufmannschaft und der deutschen

Bankvertretungen eintreten, das sicherlich nur beiden zugute käme. Freilich wird dazu vielleicht eine gründliche Änderung des Systems der Deutsch-Asiatischen Bank nötig sein, deren gesamter Aufsichtsrat heute in Deutschland sitzt und deren ostasiatische Organisationen außerordentlich wenig Bewegungsfreiheit und Vollmacht besitzen, während das bei der Hongkong-Schanghai-Bank genau umgekehrt ist. Ihr Aktienbesitz ist auch größtenteils in China untergebracht — zum erheblichen Teile auch in deutschen Händen — und diesem Besitze entspricht die Verwaltung, in der auch Deutsche sitzen, ohne natürlich das hervorragend englische Gepräge der Bank irgendwie zu ändern.

Es ist in den letzten Jahren von verschiedenen Seiten dringend darauf verwiesen worden, wie eng die Zusammenhänge zwischen Sprache und Handel in China sind und wie schnell der deutsche Handel mit der Zeit ins Hintertreffen kommen wird, wenn es nicht gelingt, die deutsche Sprache energischer als es bisher geschah zu verbreiten. Man hat in diesem Zusammenhange gerade der deutschen Kaufmannschaft in Ostasien Vorhaltungen und Vorwürfe gemacht, die nicht unberechtigt sind. Nicht nur daß sie es lange Jahre unterlassen hat, auf solche Schulfragen einzugehen und die Förderung der Schulinteressen auch in der deutschen Heimat zu propagieren, der Deutsche trägt auch durch sein Verhalten im täglichen Leben nicht dazu bei, das Ansehen der deutschen Sprache zu fördern. Die Geschäftssprache der deutschen Kaufleute ist bis zu einem sehr hohen und bis zu einem unötigen Grade englisch. Es ist selbstverständlich, daß in so internationaler Konkurrenz wie in China zu gemeinsamem Verkehr eine Sprache gefunden werden muß, in der sich alle verstehen, und das wird naturgemäß die englische Sprache sein, die den Vorteil hat, daß sie von zwei Nationen als Muttersprache gesprochen und von allen Deutschen aus der Schule als ein Element der Bildung wenigstens in den Anfangsgründen mitgebracht wird. Aber es ist nicht selbstverständlich, daß auch der Verkehr des deutschen Kaufmannes mit seinen chinesischen Angestellten sich in englischer Sprache abspielen muß. Der „Ostasiatische Lloyd“ hat in den letzten Jahren verschiedentlich darauf verwiesen, daß in deutschen Haushaltungen der englisch sprechende, oder besser gesagt, der Pidgin-Englisch radebrechende Diener ganz allgemein bevorzugt werde, weil man sich angeblich so freier und unbehinderter fühle und sich mehr gehen lassen könne, als wenn in Gestalt des deutsch sprechenden Boys dauernd eine Art Spion in der Nähe wäre. Nun, die Engländer scheinen auf dieses Moment keinen sonderlichen Wert zu legen, denn es würde keinem Engländer einfallen, aus solchem lächerlichen Grunde einen deutsch sprechenden Boy anzunehmen und, nebenbei bemerkt, sich der Mühe zu unterziehen, in seinem eigenen Hause mit seinen eigenen Angestellten eine andere als seine Muttersprache sprechen zu müssen.

Es steckt mehr hinter dieser „Hausprache“, als es äußerlich so scheinen möchte. Zwar nicht aus den höheren, aber aus den mittleren Schulen und Missionsschulen kommt das Material, das später zum Boy-Beruf übergeht. Ist es erst einmal bekannt, daß auch die Deutschen in China nicht die Kenntnis oder mindestens die Erlernung der deutschen Sprache von ihren Angestellten fordern, so fällt der Anreiz zur Erlernung der deutschen Sprache auch für manchen Schüler fort und der Erfolg der deutschen Schulbestrebungen wird vermindert. Es entfällt aber damit dann auch eine breitere Basis der deutschen Handelsbestrebungen. Man kann noch so sehr über das Pidgin-Englisch spotten und möchte doch wünschen, daß ein ebenso verbreitetes Pidgin-Deutsch in China zu finden wäre, zu dem die Ansätze in Tsingtau vorhanden sind. Nicht weil das etwa eine begrüßenswerte Bereicherung des Sprachschatzes brächte, sondern weil eben ein wenig und schlechte Kenntnis der deutschen Sprache immer noch besser ist als gar keine, und weil manch intelligenter Boy sein Pidgin-Englisch in ein besseres Englisch verwandelt hat und zu einem wertvollen Gliede in den Handelsbeziehungen geworden ist. Solange der deutsche Kaufmann, und nebenbei bemerkt auch der deutsche Weltreisende, die englische Sprache bevorzugt, auch da, wo sie im Interesse des bequemen Fortkommens und der gesellschaftlichen Verständigung nicht notwendig erscheint, solange wird auch die deutsche Sprache und damit der deutsche Handel nicht so vorwärtskommen, wie es in den mannigfachen Schulbestrebungen gewünscht wird. Man hat in Schanghai in letzter Zeit Abendkurse für Chinesen eingerichtet, die während der Tagesstunden zu beschäftigt sind, um deutschen Unterricht nehmen zu können und denen des abends für außerordentlich billiges Geld von geschulten Lehrern Unterricht in Deutsch erteilt wird. Vielleicht kann durch eine energische Agitation unter den Deutschen in China auf diesem Wege eine Besserung der heute keinesfalls erwünschten Verhältnisse erzielt werden, besonders wenn die deutschen Firmen ihre kaufmännischen Angestellten zum Besuche derartiger Kurse ermuntern. Denn gerade hier, wo es sich doch um gehobene Stellungen handelt, in denen man bestimmte Vorkenntnisse fordern oder ein Nachholen des früher Versäumten zur Bedingung machen kann, hat es die deutsche Kaufmannschaft versäumt, der deutschen Sprache zu ihrem Rechte zu verhelfen. Der Chinese weiß, daß sein Englisch ausreicht, um auch im deutschen Geschäfte Anstellung zu finden, und daß seine Kenntnis der deutschen Sprache nicht nur keine Bevorzugung ihm sichert, sondern manchmal geradezu seine Anstellung verhindert, und so lernt er erst die Sprache gar nicht. Die Geschäftsbetriebe sind fast an den Fingern abzuzählen, die von ihren Angestellten verlangen, daß sie deutsch sprechen, und es sind dann nicht einmal alle deutschen Konsulate darunter. Nicht minder wichtig wie diese Seite der Sprachen-

frage ist es, daß der deutsche Kaufmann sich mit der chinesischen Sprache befasse. Von der Kiautschou-Verwaltung ist hier durch Auswerfen von Prämien für chinesische Sprachkenntnisse ein gutes Beispiel gegeben worden. Und auch bei der Verwaltung der Schantung-Bergbau- und Eisenbahn-Gesellschaft ist die Kenntnis oder doch die Erlernung der chinesischen Sprache Bedingung der Anstellung oder doch der Kontrakterneuerung. Das ist bei den Kaufleuten viel weniger der Fall, obgleich die Art des chinesischen Import- und Exportgeschäftes gebieterisch die Kenntnis der chinesischen Sprache für den fremden Kaufmann erforderte. Mehr als früher hat man sich mit der Frage befaßt, seit durch die Betrügereien verschiedener chinesischer Kompradores fremde und auch deutsche Firmen schwer geschädigt worden sind. Der chinesische Komprador ist sicherlich, auch wenn der fremde Kaufmann die chinesische Sprache beherrscht, eine notwendige Institution im chinesischen Handelsgeschäfte. Nebenbei bemerkt ist seine Stellung absolut nicht geklärt, weder rechtlich, noch tatsächlich. Der Komprador ist etwas anderes in Tientsin als in Tsinanfu, etwas anderes in Hongkong als in Schanghai. Und im gleichen Orte differieren die Pflichten und Aufgaben des Kompradors einer Bank und des Kompradors eines Import- und Exportgeschäftes. Die Spezialverträge der einzelnen Geschäfte mit ihren Kompradores sind mannigfaltig genug. Sie geben diesen chinesischen Zwischenpersonen eine Rolle, die von der des kleinen kommissionsweise bezahlten Agenten bis zu der des chinesischen Großkaufmanns geht, der als eigener Kontrahent mit der fremden Firma auftritt und der selbständig die Waren verkauft, die er von den chinesischen Kleinhändlern angekauft hat. Es ist im höchsten Maße strittig und ist zumeist eine Frage des einzelnen Tatbestandes, bis zu welchem Grade die Handlungen des Kompradors die Firma, bei der er angestellt ist und der er zumeist erhebliche finanzielle Garantien und Kauttionen stellen muß, verpflichten. Es wäre eine dankbare und dankenswerte Aufgabe des deutschen Konsulatsdienstes oder des deutschen Handelssachverständigen in China, wollten sie einmal durch gründliche Studien in den einzelnen Handelsplätzen, durch Befragen der deutschen und fremden Kaufleute die Handelsgewohnheiten in den einzelnen Häfen feststellen und durch eine übersichtliche Zusammenstellung und Bearbeitung der Ergebnisse zu einer Klärung der heute so verworrenen Begriffe beitragen. Wie dem aber auch sein mag, der Komprador wird noch unkontrollierbarer in seiner Tätigkeit und damit noch gefährlicher, wenn sein Chef oder der Firmeninhaber, mit dem er Geschäfte macht, von der chinesischen Sprache keine Ahnung haben und ihn nicht überwachen, oder mit den von ihm beigebrachten Kleinhändlern nicht selbst verkehren können. Die möglichste Ausschaltung dieses Zwischenmannes, die nur auf Grund guter Sprach-

kenntnisse und auch auf Grund besserer psychologischer Studien über den chinesischen Volkscharakter denkbar ist, würde auch zur Besserung der Handelsverhältnisse insofern beitragen, als ein in der Mehrzahl der Fälle unberechtigt hoher Zwischengewinn wegfiel, der es gestattete, den chinesischen Produzenten höhere Preise für ihre Waren zu bezahlen und doch noch die Rentabilität des fremden Geschäftes zu erhöhen.

6. Tsingtau.

Der Kiautschou-Vertrag, den am 6. März 1898 der chinesische Großsekretär und Minister des Tsungli-Yamen, Lihungtschang, und der deutsche Gesandte in China, Freiherr von Heyking, unterzeichneten, trägt als Einleitungsfloskel die Worte, die Separatkonvention sei abgeschlossen, „die freundschaftlichen Bande beider Länder zu kräftigen und die wirtschaftlichen und Handelsbeziehungen der Untertanen beider Staaten miteinander weiter zu entwickeln.“ Der Artikel II dieses Vertrages aber beginnt: „In der Absicht, den berechtigten Wunsch S. M. des deutschen Kaisers zu erfüllen, daß Deutschland gleich anderen Mächten einen Platz an der chinesischen Küste innehaben möge für die Ausbesserung und Ausrüstung von Schiffen, für die Niederlegung von Materialien und Vorräten für dieselben, sowie für sonstige dazu gehörige Einrichtungen, überläßt Seine Majestät der Kaiser von China beide Seiten des Einganges der Bucht von Kiautschou pachtweise, vorläufig auf 99 Jahre, an Deutschland. Deutschland übernimmt es, in gelegener Zeit auf dem ihm überlassenen Gebiet Befestigungen zum Schutze der gedachten baulichen Anlagen und der Einfahrt des Hafens zur Ausführung zu bringen.“ Es ist hier in klaren, unzweideutigen Worten gesagt, daß es sich bei dem Erwerb der deutschen Pachtung um einen Flotten- und Marine-Stützpunkt handelte. Es sollte dem Zustande ein Ende gemacht werden, daß die deutsche Flottenmacht, die bei den stets wachsenden Interessen in China nicht ganz unbeträchtlich sein konnte — obgleich damit nicht gesagt sein soll, daß sie etwa jetzt gegenüber einer doch stets möglichen neuen Umwälzung in China und einem ebenfalls möglichen Versuch, das Unheil wieder auf die Fremden [abzuwälzen,] genügend| stark wäre, an allen nötigen Stellen des Reichs das deutsche Interesse gebührend zu schützen — ohne eigene Docks und Hafenanlagen auf die Benutzung fremder Einrichtungen angewiesen blieb, deren Bereitstehen für sie gerade dann zweifelhaft werden mußte, wenn sie am nötigsten werden konnten. Es sollte ein Machtstützpunkt geschaffen werden, der zunächst rein äußerlich Deutschlands Interesse und Beteiligung an der Entwick-

lung Chinas zum Ausdruck brachte. Aber schon die ersten Sätze einer amtlichen deutschen Denkschrift, die ein Jahrzehnt nach der Besitzergreifung erschien, geben Kunde von einer Veränderung: „Das Kiautschou-Gebiet“, so heißt es da, „stellt den reinen Typus einer Handelskolonie dar, d. h. eines räumlich eng begrenzten Gebietes, dessen wirtschaftliche Hauptfunktion in der Vermittlung des Güter-austausches . . . liegt.“ Damit ist ausgesprochen, daß der Wert der deutschen Pachtung nicht mehr einseitig auf die deutschen Flotteninteressen beschränkt wird, wie das im eigentlichen Pachtvertrag zum Ausdruck kam, sondern daß man ihr wirklich eine größere Rolle im Handelsverkehr der beiden Länder zusprach. Die Entwicklung des Schutzgebietes in 15 Jahren hat gezeigt, daß diese Handels- und Verkehrsbedeutung Tsingtaus immer mehr den Vorrang vor der militärisch-maritimen Bedeutung gewann.

Die Bedeutung Tsingtaus für die Entwicklung der ganzen Provinz Schantung zu erkennen, ist nicht ganz leicht, denn einmal hat Schantung sicherlich, und hätte es auch ohne Tsingtau bis zu einem gewissen Grade, am Aufschwung des gesamten Handels an der chinesischen Küste teilgenommen, für den allgemeine Gründe, nicht der spezielle Tsingtau, maßgebend gewesen sind. Dann aber haben politische und wirtschaftliche Ereignisse fördernd und hemmend auf die Entwicklung gewirkt, so daß ganz rein der Einfluß Tsingtaus nicht festzustellen sein wird. Die Boxerunruhen hat Yuanschikais energische Hand von der damals von ihm verwalteten Provinz ziemlich ferngehalten, ohne daß er allerdings eine auch Schantung überziehende Handelskrise hätte ganz verhindern können; der russisch-japanische Krieg legte den Verkehr mit der benachbarten Südmandschurei und mit Korea nicht nur für den Moment lahm, sondern brachte durch das Verschwinden der Russen eine längere Depression, die sich erst hob, als die Japaner zum wirtschaftlichen Ausbau ihrer eben erst politisch erworbenen Position gelangten. Diesen Ausfall konnte aller Schmuggel und riskante aber gewinnreiche Handel mit Kriegskontrebande nicht wieder wettmachen. Ebenso hemmten innere Ereignisse die Entwicklung, wie die große Hoangho-Überschwemmung des Jahres 1898 und eine nicht minder verderbliche des Jahres 1901, dann aber auch mehrere Dürren und ebenso viele Jahre außerordentlich heftiger Regengüsse, Fröste, Stürme und Hagelwetter. All das muß man speziell in dem nicht sehr reichen, durch und durch agrarisch interessierten Schantung in Rechnung stellen. Trotzdem aber hat die Provinz eine Entwicklung durchgemacht, die man mit Recht auf die Erschließung Tsingtaus und auf seine Entwicklung durch die deutsche Verwaltung zurückführen kann. Der deutsche Konsul in Tsinanfu, Dr. Betz, hat in einer kleinen Studie über „die wirtschaft-

liche Entwicklung der Provinz Schantung seit der Eröffnung Tsingtaus (1898—1910)“, diese Fortschritte zusammengestellt und reiches Material beigebracht, das diese Behauptung stützen kann. An der Entwicklung des Außenhandels der Provinz hat der früher, und zwar seit dem Jahre 1863, geöffnete Hafen Tschifu nur bescheidenen Anteil gehabt, nicht nur weil es ein sehr schlechter Hafen ist, sondern weil auch die Entwicklung Tsingtaus ganz naturgemäß in einem gewissen Gegensatze zu derjenigen Tschifus stehen mußte, und weil es Tschifu noch heute an einer guten Verbindung mit dem wirtschaftlichen Hinterlande fehlt. Tschifus Einfuhr vom Auslande sank im Zeitraum 1898 bis 1910 von 6,2 auf 5,2 Mill. Hk. Tls., nachdem die Jahre 1902 und 1903 einen Höhepunkt von 9,5 und 9,6 Millionen gebracht hatten. Im gleichen Zeitraum, 1900 bis 1910, sank der chinesische Küstenhandel in der Einfuhr von 6,9 auf 6,6 Mill. Hk. Tls. Die Ausfuhr nach dem Auslande hob sich dagegen von 1,9 auf 3,5 Mill. Mark, wobei die vermehrte Nachfrage nach Rohseide und die Vieh- und Bohnenausfuhr die Hauptrolle spielten. Wenn man damit die Werte für Tsingtau vergleicht, das Wachstum der Auslandseinfuhr von 0,2 auf 10,6, das Wachstum der Einfuhr aus chinesischen Häfen von 0,5 auf 8,8 und das Wachstum der Ausfuhr Tsingtaus nach dem Auslande von 1,6 auf 11 Mill. Hk. Tls., so tritt allerdings der Vorteil, den der Ausbau eines erstklassigen Hafens und die Bahnverbindung ins Hinterland bieten, deutlich in Erscheinung. Die Jahres-Durchschnittswerte der Gesamteinfuhr ausländischer Waren nach Schantung während der letzten 25 Jahre waren 1882—1891 nur 4,43, in den Jahren 1902—1909 dagegen 88,6 Mill. Tls. Baumwollwaren und Petroleum weisen die Hauptsteigerung auf, sprechen für einen Aufschwung der Bevölkerung, wenn auch die arme Bevölkerung von 40 Millionen Menschen, die in dieser Provinz lebt, nur 2,5 Mark pro Kopf und Jahr für fremde Waren ausgibt. Die Ausfuhr konnte eine unverhältnismäßig starke Entwicklung durchmachen, dank der gesteigerten Nachfrage, die nach den Hauptartikeln der provinzialen Produktion, der Seide, den Strohgeflechten, den Bohnen und den Erdnüssen herrschte. In den genannten vier Hauptartikeln stieg sie allein von 1902 bis 1909 von 9 auf 26 Mill. Hk. Tls. und zwar hat auch hier Tsingtau den Hauptanteil gehabt, da die Hauptseidenproduktionsbezirke Schantungs, Tschingtschoufu und Tschoutsun, an der Schantung-Bahn liegen, während Tschifus Handel hauptsächlich auf die Verarbeitung der aus der Mandschurei und Nordkorea stammenden Kokons sich beschränkt. Die Größe der Seidenproduktion der Provinz, speziell der Schantung-Pongees, kommt in den Ausfuhrzahlen ihrer Häfen nicht voll zum Ausdruck, da ein beträchtlicher Teil zu Lande ins Innere von China zu eigenem Gebrauch der Bevölkerung geht. Die Strohbortenausfuhr der vier für diesen Geschäftszweig in Betracht kommenden

Häfen, Tientsin, Schanghai, Tsingtau und Tschifu stieg von 1904 bis 1910 von 79000 auf 136000 Picul. Die beiden Schantung-Häfen allein vermehrten ihre Ausfuhr von 42000 auf 101000, während Tientsins Ausfuhr stark zurückging und diejenige Schanghais stagnierte. Schantung exportierte also volle 77 Proz. der Strohborfengeflechte. Der Bohnenhandel spielt sich hauptsächlich an der Küste ab und ist mehr lokaler Natur. Immerhin stieg die Ausfuhr von Bohnenöl aus den beiden Schantung-Häfen in den letzten vier Jahren von 8700 auf 84000 Picul. Die Ausfuhr von Erdnüssen aus beiden Häfen aber stieg in den letzten vier Jahren von 273000 auf 995000 Picul, das sind anstatt 27 nun 52 Proz. der gesamten Ausfuhr Chinas in diesem Artikel. Dazu kam noch eine Ausfuhr von Erdnußöl, die von 96000 auf 110000 Picul stieg, somit von 19 auf 30 Proz. der gesamten Ausfuhr Chinas. Die Steigerung des Exports von Schantung auf dem Landwege ins Innere von China ist nicht zu erfassen, da es keine Statistik darüber gibt, allein sie kann geschätzt werden nach der Tatsache, daß allein der Handel mit Transitpässen nach Tschingkiang von 1902 bis 1910 von 408000 auf 963000 Hk. Tls. stieg. Prozentual ausgedrückt stieg in den Jahren 1902 bis 1910 der chinesische Handel von 550 auf 871 Mill. Hk. Tls., somit um 321 Mill. Hk. Tls. oder 58 Proz., der Schantunghandel der beiden Häfen Tschifu und Tsingtau stieg von 63 auf 96, somit um 33 Mill. Hk. Tls. oder 52 Proz. Um dabei die Bedeutung Tsingtaus richtig zu würdigen, muß man hinzufügen, daß der Tschifu-Handel in diesem Zeitraum von 48 auf 44, somit um 4 Mill. Hk. Tls. zurückging, während der Tsingtau-Handel von 14 auf 51, somit um 37 Mill. Hk. Tls. stieg. Industriell hat die Provinz dagegen wenig Fortschritte gemacht. Die Glasindustrie des Poschan-Gebietes hat sich als Hausindustrie erhalten, Versuche zur Modernisierung der Betriebe und zur Begründung einer modernen Glasfabrik gingen nicht gut aus, ein paar Zigarettenfabriken und eine Papierfabrik im Hinterlande blieben so ziemlich die einzigen Versuche, von ein paar Tsingtauer Versuchen abgesehen. Im Bergbau sind außer den erwähnten Betrieben der Schantung-Bergbau-Gesellschaft und der noch nicht modern betriebenen Ihsien-Mine, einer rein ohinesischen Gesellschaft, nur die einheimischen Kohlengruben im Poschan-Tale zu erwähnen, die zusammen wohl immerhin 200000 Tonnen Kohle fördern. In industrieller Hinsicht war sicherlich die deutsche Arbeit in Tsingtau nicht sehr förderlich und anregend. Wohl aber ist die Eröffnung Tsinanfus für den fremden Handel nur der Schantung-Bahn und ihrer Erschließung der Provinz zu danken. Tsinanfu ist ja kein Hafen und offener Handelsplatz, wohl aber haben die Chinesen aus freien Stücken im Jahre 1905 in Tsinanfu (und noch in zwei anderen Schantung-Plätzen, ohne daß es jedoch dort zur praktischen Ausführung gekommen wäre) eine internationale Handelsniederlassung unter

ihrer eigenen Verwaltung und Polizei begründet, in der die Ausländer auf 60 Jahre Land pachten und Handel treiben können. Das Gebiet ist etwa 2,4 qkm groß, ist mit guten Straßen versehen und entwickelt sich ausgezeichnet. Es ist natürlich, daß bei der Nähe Tsingtaus der deutsche Handel dort vorherrscht, da die Tsingtauer Kaufleute durch Tsinanfu Filialen nun besser im Innern der Provinz Handel treiben als zuvor. Die Bestimmungen, die über das Pachten von Grundstücken und das Bauen in der Handelsniederlassung von Tsinanfu erlassen worden sind, sind ziemlich kurz und atmen einen für chinesische Verhältnisse sehr modernen Geist, den man vielleicht auch zu einem Teile Tsingtau in Rechnung setzen darf.

Was nun die spezielle Bedeutung Tsingtaus für Deutschland angeht, so tritt heute der Wert eines Flottenstützpunktes und einer ostasiatischen Festung äußerlich zurück. Über die militärischen Fachfragen der Fortifikation und ihres Ausbaues soll hier nicht gesprochen werden. Nur soviel ist zur allgemeinen Frage des militärischen Wertes Tsingtaus für Deutschland vielleicht zu sagen, daß im Falle eines Krieges Deutschlands mit irgendeiner fremden Macht es weniger darauf anzukommen scheint, ob wir imstande sind, Tsingtau dauernd zu halten, sondern wie lange und wie gut wir es halten. Denn ein Krieg mit einem europäischen Gegner wird nicht in den ostasiatischen Gewässern entschieden, sondern Tsingtaus Schicksal ist hier von der Lösung der europäischen Fragen nicht zu trennen, in einem Kriege mit einem ostasiatischen Gegner aber, wenn er losgelöst von europäischen Verwicklungen überhaupt Wahrscheinlichkeit hat, wird Tsingtau sich natürlich ebensowenig halten können, wie sich irgendeine andere Besetzung der Europäer in China allein gegen einen solchen Feind halten könnte, und wird nur die Aufgabe einer ehrenvollen Verteidigung haben, bis die Hilfe aus der Heimat kommt. Der Wert des Flottenstützpunktes, der unentbehrlich schien in einer Periode, da ein Zerfall des chinesischen Reiches und seine Aufteilung unter verschiedene Interessenten möglich und nahegerückt war, ist gesunken, je mehr jene Möglichkeit sank. Für die Gegenwart tritt dieser Wert Tsingtaus, der einer Anmeldung deutscher Ansprüche gleichkommt ob sie nun im Norden oder Süden Chinas belegen sind, wenig hervor; ob das auch für die Zukunft der Fall sein wird, das hängt von der Entwicklung der Dinge in China ab, über die jede Voraussage unmöglich ist. Daß die kleine Pachtung keine Siedlungskolonie sein oder werden kann, darüber besteht kein Zweifel. Die Erfahrungen, die die Japaner in ihrer Pachtung, der Liaotung-Halbinsel, gemacht haben, treffen auf alle Kolonien der Europäer im fernen Osten zu, sie sind doppelt lehrreich und beweiskräftig, weil ja die Japaner in der Lebensart und -haltung der großen Masse des Volkes sich von den Chinesen zwar merklich unterscheiden, aber hinter dem Standard

europäischer Völker noch weit zurückstehen. Nun wird ja die Südmandschurei immer japanischer. Zwar sind die Bauern, die die ziegelbraunrote Erde pflügen, nur Chinesen und Mandschuren, zwar sind die Arbeiter nur chinesisch, aber in den gehobenen Stellungen und in der Leitung der ganzen Volkswirtschaft sitzen die Japaner. Versuche, die Chinesen zu eliminieren und japanische Bauern und Arbeiter an ihre Stelle zu setzen, mußten fehlschlagen, weil der Chinese bedürfnisloser ist und billiger arbeitet als der Japaner. Der Rickscha-Kuli und Straßenarbeiter bleiben chinesisch, und der Unterbeamte, der Straßenbahnschaffner und der Vorarbeiter werden wieder chinesisch, nachdem man kurze Zeit mit erheblichen Opfern es anders versucht hatte. Alle Träume Japans von einer neuen Siedlungskolonie und einem Neuland für japanische Übervölkerung sind so gut wie erledigt, die japanische Politik geht auch heute nur noch darauf aus, Herr im Lande zu sein und von oben her die Fäden des Wirtschaftslebens zu lenken, um den Erfolg der Arbeit in japanischem Sinne zu beeinflussen. Ein gleiches haben wir im Kleinen in Tsingtau erlebt. Wohl mag koloniale Reklame-tätigkeit zu einer Zeit, da es bei der gänzlichen Interesselosigkeit in Deutschland für chinesische Dinge sehr nötig war, die Reklame etwas über das Ziel hinausschießen zu lassen, die Möglichkeiten für die Arbeit kleinerer Leute, wie der Handwerker, günstig geschildert haben. Während der ersten Entwicklungsperiode des Ausbaues der Europäerstadt haben ja auch kleinere Existenzen ihr gutes Auskommen gefunden. Aber die Fähigkeit der Chinesen, unseren Handwerksmeistern rasch das Nötige abzuschauen, um es später viel billiger und ebensogut nachmachen zu können, schließt jede dauernde Konkurrenz auf diesem Gebiete aus. China mit seinen Riesenmaßstäben was Land und Bevölkerungszahl angeht, verlangt auch größere Maßstäbe in der Betätigung der Fremden; der kleine Kaufmann hat wenig Aussichten, wo der kapitalkräftige Großbetrieb sehr gut arbeiten kann.

Tsingtau ist hierin vom übrigen China kaum verschieden. Das Platzgeschäft, das in einer sehr kleinen Kolonie naturgemäß wenig Bedeutung hat, bietet dem deutschen kleinen Kaufmann ebensowenig Aussichten, wie es dem englischen in Weihaiwei bietet, abgesehen natürlich von den wenigen Importen, die die hochentwickelten Bedürfnisse der Fremdenbevölkerung bedingen.

Tsingtaus Bedeutung für Deutschland in der Gegenwart liegt also hauptsächlich in zwei Richtungen: einmal darin, daß es die Möglichkeit zur Handelsbetätigung, zum Bahnbau und zur industriellen Erschließung der Schantung-Provinz bietet, und dann darin, daß es über diese Bedeutung hinaus Deutschland gestattet, an einem Orte konzentriert China und der übrigen ostasiatischen Welt seine Leistungen und seine Arbeitsmethoden gewissermaßen in einer einzigen großen Ausstellung

vorzuführen. Das erste ist also ein direktes Geschäft, das zweite ein indirektes Geschäft. Zum ersten muß man wiederum die Statistik zu Rate ziehen, die über den rapiden Aufschwung des deutschen Hafens berichtet. Das Wachstum stellt sich dann folgendermaßen dar, wobei die eingeklammerten Zahlen den chinesischen Dschunken-Verkehr angeben (nach einer Statistik von Betz):

	Einfuhr				Ausfuhr		
	fremde	chinese	Edelmetalle	insgesamt	Waren	Edelmetalle	insgesamt
1902	5,8	4,1 (1,9)	0,5	10,4	3,6 (1,4)	0,3	3,9
1903	8,4	5,3 (2,5)	0,3	14	5,0 (1,7)	1,2	6,2
1904	8,7	7,0 (3,1)	1	16,7	8,6 (2,4)	1,5	10,1
1905	10,8	7,1 (2,9)	1,7	19,6	9,5 (2,3)	1,8	11,3
1906	16,9	8 (2,9)	0,07	24,97	10,5 (2,1)	1,5	12
1907	16,4	7,1 (3,3)	0,02	23,52	10,4 (2,0)	4,6	15
1908	15,7	7,2 (3,3)	0,19	23,09	14,4 (2,0)	3,2	17,6
1909	19,4	9 (3,5)	0,16	28,56	16,4 (1,7)	1,6	18
1910	20,65	8,6 (3,9)	0,44	29,69	19,1 (2)	2,66	21,76

Einfuhr und Ausfuhr zusammen:

1902: 14,3	1905: 30,9	1908: 40,6
1903: 20,2	1906: 36,9	1909: 46,5
1904: 26,8	1907: 38,5	1910: 51,45.

Nimmt man die Zahlen der chinesischen Seezollstatistik, die trotz aller Unzulänglichkeiten immer noch das treueste Bild geben, so findet man, daß die Zolleinnahmen der chinesischen Seezollverwaltung in Tsingtau, die ja nach dem Zollabkommen von 1899 und 1905 auch den Warenverkehr nach dem Inland und aus dem Inland enthalten — dieses Zollabkommen setzte fest, daß in Tsingtau ein chinesisches Seezollamt errichtet würde, das alle Zölle und Abgaben erhebt und zwar sofort, wenn die Güter vom Schiffe und dem Freigebiet, wo Waren gelagert, sortiert und verarbeitet werden können, nach dem deutschen Schutzgebiet kommen. Verlassen sie dieses dann nach dem Hinterlande, so sind sie von jeher weiteren Verzollung befreit. Auch alle im Schutzgebiet verbleibenden und dort verbrauchten Waren bezahlen also den Eingangszoll, dafür werden aber 20 Proz. der Nettoeinnahme der Einfuhr an die Schutzgebietskasse wieder abgeführt. Der Einfuhrzoll beträgt ungefähr 5 Proz., auch der Ausfuhrzoll ist so hoch. Chinesische Einfuhr bezahlt die Hälfte, beim Inlandsverkehr sind entweder die Abgaben des provinziellen Likins zu bezahlen, oder man bezahlt für einen Transit-

paß 2,5 Proz. Aufschlag — man findet also, daß diese Einnahmen sich rapid entwickelten:

Jahr	Hk. Tls.	Jahr	Hk. Tls.	Jahr	Hk. Tls.
1900:	59 482	1904:	432 465	1908:	926 716
1901:	107 414	1905:	545 150	1909:	1120 243
1902:	192 918	1906:	863 430	1910:	1238 394
1903:	310 461	1907:	934 623	1911:	1310 000.

Tsingtau, das 1900 erst an 26. Stelle unter allen Plätzen mit Seezollverwaltung stand, kam 1905 an 16. Stelle und war 1910 schon an 6. Stelle. Nun ist ja, da die entsprechenden Statistiken nicht angefertigt worden sind, heute nicht mehr festzustellen, wieviel der direkte Anteil speziell des deutschen Handels an diesem Tsingtau-Geschäfte betragen hat. Eine solche Statistik ist auch nicht ganz leicht, da ein Teil der deutschen Waren sicherlich nicht direkt nach Tsingtau geht, zum Teil in Schanghai umgelegt wird und später nach der Herkunft nicht mehr genau bestimmt werden kann. Die chinesische Seezollstatistik führte bisher auch nur die Herkunftsländer, nicht die Ursprungsländer auf und brachte dadurch Belgien und die Niederlande sowie das eigene Produktion fast gar nicht besitzende Hongkong zu statistischem Ansehen, das aber in Wirklichkeit gar nicht begründet ist. Das chinesische Seezollamt Tsingtau hat aber für das Jahr 1. Juli 1910 bis 30. Juni 1911 eine Ursprungsstatistik geführt, die den Wert der deutschen Gesamteinfuhr mit 6,82 Mill. Hk. Tls. bezifferte. Diese Statistik wurde jedoch nur ganz vereinzelt aufgenommen, so daß Vergleichsmaßstäbe mit anderen Jahren sich von selbst verbieten. Anhaltspunkte geben zwei andere Statistiken, die den direkten Handel des Hafens mit dem Auslande betreffen. Hier betrug der Anteil Deutschlands an der Ausfuhr unter 8,08 Mill. Hk. Tls. Gesamtverkehr 2,93 Millionen und wurde vom britischen Anteil mit 3,25 Mill. Hk. Tls. übertroffen. Bei der Einfuhr nahm unter 12,03 Mill. Hk. Tls. Deutschland mit 6,21 die erste Stelle ein, ihm folgte Japan mit 3,79 Mill. Hk. Tls. An dem direkten Handel war also Deutschland im Jahre 1910 mit 45 Proz. beteiligt, ihm folgten Japan mit 27 Proz. und England mit 26 Proz. An dem Gesamthandel des Platzes, der den Küstenhandel und den direkten Verkehr mit dem Ausland umfaßt, war Deutschland mit ungefähr 25 Mill. Hk. Tls., also mit etwa 55 Proz. beteiligt. Und es ist ziemlich sicher zu sagen, daß der Gesamthandel Tsingtaus nur wachsen würde und daß insbesondere der deutsche Anteil daran sich verstärken würde, wenn es gelänge, von der China Homeward freight conference eine Ermäßigung der Frachtraten für die gangbarsten Artikel wie Erdnüsse, Saaten usw. zu erreichen, die heute eine höhere Rate als in Schanghai bezahlen müssen, obgleich die Tsingtau darin gleichstehenden Häfen Hankau

und Tientsin viel schlechtere Ladungsverhältnisse haben. Dann würde die Schifffahrt, die von 1912 bis 1913 von 251 Schiffen mit 268057 Nettoregistertonnen auf 618 Schiffe mit 1070701 Nettoregistertonnen stieg, sich noch günstiger entwickeln. Betelligt sind an dem Import- und Exportgeschäft in Tsingtau natürlicherweise in der Hauptsache deutsche Firmen. Von größeren fremden Firmen sind nur die drei Petroleumgesellschaften zu erwähnen, eine englische, eine amerikanische und eine niederländische, eine englische und eine französische Import- und Exportfirma (der größere Teil der Erdnuß geht nach Südfrankreich) und die japanische Mitsui-Firma, die Garn und Streichhölzer importiert. Bedauerlich bleibt, daß sich trotz günstiger Aussichten Tsingtau industriell wenig entwickelt hat. Es wurde schon erwähnt, daß die Begründung eines großen Eisen- und Hüttenwerkes, die bei den billigen Kohlenpreisen in Schantung eine verarbeitende Industrie sehr wohl hätte nach sich ziehen können, Jahre hindurch verzögert worden ist, daß der Versuch, eine Seidenindustrie im Großen nahe bei Tsingtau zu begründen, scheiterte und erst jetzt wieder von neuem aufgenommen werden soll. Auch kleinere Unternehmungen wie eine Eisfabrik und eine Gerberei erwiesen sich nicht als lebensfähig (Eis wird jetzt vom Schlachthause im Nebenbetrieb zum Detailverkauf hergestellt), eine kleinere Schiffswerft mußte den Betrieb einstellen. Auch die Zollerleichterungen des Zollabkommens vom Jahre 1905, wonach im Schutzgebiet hergestellte industrielle Erzeugnisse nur denjenigen Ausfuhrzoll zu bezahlen haben, den China von den in ihnen verarbeiteten Rohstoffen erheben darf, hat in dieser Beziehung nicht sehr viel genutzt. Eine Brauerei, eine Ziegelei, eine Seifenfabrik und Mühlenanlagen sind neben den neu aufkommenden Albuminabriken die einzigen privaten Industriebetriebe. Die erste Albuminfabrik wurde im Jahre 1909, die zweite im Jahre 1912 begründet. Beide verarbeiten Hühnereier zu Albumin, Eigelb und Trockenganz-Ei, stellen daneben auch Nudeln und Teigwaren her und betreiben im Nebenbetriebe das Verarbeiten wenig gereinigten chinesischen Meersalzes zu gutem Tafelsalz. Diese Verarbeitung der Hühnereier, die in Hankau ja von verschiedenen, meist auch unter deutscher Leitung stehenden Fabriken besorgt wird und dort schon alt eingesessen ist, verspricht auch in Tsingtau ein lohnender Betrieb zu werden. Von der Gesamtausfuhr des Jahres 1911 an Albumin und Eigelb von 129000 Picul im Werte von 1,64 Mill. Hk. Tls. nahm Deutschland allein 75800 Picul im Wette von 939000 Hk. Tls. auf. Tsingtau als Ausfuhrhafen stand aber hinter Hankau, Schanghai und Tschingkiang erst an vierter Stelle. Von den 278 Millionen Eiern dagegen, die in frischem und konserviertem Zustande China verlassen, nahm Deutschland nur 69 000 Stück auf; Tsingtau führte nahezu 18 Millionen Stück davon aus, Charbin, Tientsin, Hankau, Schanghai, Swatau und Canton überflügelten es

darin beträchtlich. Industriell zu erwähnen bleibt die Marinewerft in Tsingtau, die neben den Arbeiten für das deutsche Kreuzergeschwader auch Privatarbeiten übernimmt, ohne allerdings übermäßig beschäftigt zu sein.

Nun wird es sich in erster Linie fragen, ob das heute Bestehende, ob der Handel Tsingtaus überhaupt und der deutsche Anteil im besonderen diejenigen Aufwendungen rechtfertigen, die in 15 Jahren zum Aufbauen dieser deutschen Kolonie gemacht worden sind. Es kommen hier aus Reichsmitteln nach sachverständigen Zusammenstellungen ungefähr 145 Millionen Mark in Betracht, etwa 20 Mill. Mark, die in privatem Grundbesitz und Häusern, sowie Anlagen aller Art stecken, 30 Mill. Mark, die der Hafenbau erforderte, 2,8 Mill. Mark für Straßenbau, ebensoviel für Wasserleitungen und annähernd soviel für die Kanalisation, so daß im ganzen, abgesehen von 54 und 12 Mill. Mark Kapitalanlagen der Schantung-Eisenbahn und Schantung-Bergbau-Gesellschaft, die ja wohl in Tsingtau ihre Grundinteressen haben, deren Anlagen aber für diesen Hafen nicht in Betracht kommen, Tsingtau etwas über 200 Mill. Mark direkter deutscher Kapitalanlagen enthält, wobei natürlich der Wert der Gesamtinteressen überhaupt um ein Vielfaches höher zu bemessen ist. Wenn man aber den Wert der Anlagen Tsingtaus, die Zahl seiner Chineseneinwohner (die sich von 1897 bis 1910 von 83000 auf 160000 vermehrte), die Zahl der dort lebenden Deutschen mit 1531 (zu denen noch 90 Amerikaner und Europäer und 170 Japaner kommen), und die Zahl der dort liegenden Truppen mit etwa 2300 zusammen nimmt, so wird man ruhig zugeben, daß für den lokalen Markt, für das lokale deutsche Handelsinteresse allein sich die hohen Ausgaben des Reiches für Tsingtau nicht rechtfertigen lassen. Man wird das auch im Hinblick auf die künftige Entwicklung des Schutzgebietes sagen müssen, denn bei aller Freude über das rasche Wachstum des Hafens, bei aller Zuversicht auf eine weitere stetige, nicht überhastete Steigerung, bei aller Hoffnung auf neue Möglichkeiten infolge des Ausbaues des Bahnnetzes in China wird man zu den rein lokalen Handelszwecken und Erfolgen die Reichsausgaben in kein erträgliches Verhältnis bringen können. Man wird zu ihrer Rechtfertigung eine größere allgemeinere Bedeutung des „deutschen Platzes an der Sonne“ ins Auge zu fassen haben.

Zunächst wird freilich darauf zu verweisen sein, daß der hohe Wert der in Tsingtau festgelegten Reichsgelder auch die Verpflichtung auferlegt, alles zu tun, was geeignet erscheint, die Konkurrenzfähigkeit des Tsingtauer Handels gegenüber anderen fremden und chinesischen Häfen Chinas zu steigern. Es gehört hierher der Ausbau des Bahnnetzes im Hinterlande unserer Kolonie, der schon an anderer Stelle behandelt worden ist. Es ist aber ferner hier auch auf eine geschickte

Tarifpolitik der heute schon vorhandenen Bahn ein Augenmerk zu richten, vermöge derer es gelingen soll, neue Güter dem deutschen Hafen zuzuführen. Da die Schantung-Provinz keine Stapelartikel bis jetzt produziert, deren Ausfuhr ins Ungemessene zu steigern wäre, so muß wenigstens dafür Sorge getragen werden, daß die vorhandenen Güter möglichst dem deutschen Hafen zuströmen. Das ist nicht immer geschehen, die Tarife der Schantung-Bahn sind nicht immer von solchen Rücksichten diktiert worden. Als, um das hervorragendste Beispiel zu nennen, es sich zeigte, daß die Schantung-Bergbaugesellschaft, die Tochtergesellschaft der Eisenbahngesellschaft, nicht bestehen könne, ohne daß die Kohlentarife der Bahn beträchtlich herabgesetzt würden, da kam diese Herabsetzung, aber nur für Versendung einer so beträchtlichen Menge von Kohlen, daß davon die Bergbaugesellschaft Vorteil hatte, nicht aber die kleinen chinesischen Bergwerksunternehmer, die zu Dutzenden im Poschan-Tale sitzen. Sie konnten ihre Kohle der hohen Kohlentarife für weniger große Quantitäten halber nur ins Inland absetzen oder mußten sie an die deutsche Bergbau-Gesellschaft selbst verkaufen, die mit diesem reinen Kohlen-Aufkaufs- und Vertriebsgeschäft recht guten Verdienst erzielte. Das Interesse Tsingtaus hätte es hier verlangt, daß auch die kleinen chinesischen Händler durch billige Tarife ermuntert worden wären, ihre Kohle selbst in den deutschen Hafen hinabzubringen, um zwischen dem Hafen und der chinesischen Inlandsbevölkerung neue Handelsbeziehungen anzuknüpfen.

Eine zweite Frage ist die Konkurrenz, die dem deutschen Hafen durch neue Bahnbauten im Hinterlande von Tsingtau erwächst. Es ist an anderer Stelle schon auf die Bahnbauten verwiesen worden, um die es sich hier handelt. Der Tientsin-Pukou-Bahnbau steigerte wohl für den Anfang die Einfuhr nach Tsingtau an Eisenbahnmaterialien beträchtlich und brachte damit der Schifffahrt, dem Hafen und der Schantung-Bahn Verdienst. Ihre Vollendung aber ermöglicht es, von Tsinanfu, dem Herzen der Provinz, nach dem nördlichen Tientsin, das 50 km näher liegt als Tsingtau, Güter abzuführen, ebenso wie eine Abwanderung von Gütern nach Süden nach dem Yangtse-Hafen Pukou möglich wird, oder auch nur nach dem Schnittpunkt der Bahn mit dem alten Kaiserkanal. Hierin liegt eine nicht zu unterschätzende Gefahr für Tsingtau, der durch eine weitausschauende Tarifpolitik schon seit langer Zeit hätte entgegengewirkt werden müssen, um den Handel durch billige Tarife an die deutsche Strecke zu gewöhnen und durch diese Gewöhnung ein Gegenmittel gegen künftige Abwanderung zu schaffen. Es ist lange Zeit aber nichts geschehen, und erst am 1. Dezember 1912, mit dem Tage also, an dem die Huangho-Brücke dem Verkehr übergeben wurde, also die gesamte Tientsin-Pukou-Strecke vollendet war, trat eine Ermäßigung der Tarife der Schantung-

Bahn ein. Es ist zuzugeben, daß eine Reduzierung der Tarife nicht leicht war, denn schon die chinesische Tientsin-Pukou-Bahn mußte mit ihrem Tarif stark heruntergehen, um die Konkurrenz mit dem Kaiserkanal aufnehmen zu können. Für alle Exportwaren, wie Aprikosenkerne, Baumwolle, Bienenwachs, Bohnen, Bohnenkuchen, Bohnenöl, Datteln, Erdnüsse, Erdnußöl, Felle, Häute, Hanf, Jute, Sesam, Talg, Walnüsse, Walnußkerne, Rizinussamen usf. wurden die Tarife so festgesetzt, daß sie nicht mehr höher von Tsinanfu nach Tsingtau sind als auf der 50 km längeren Strecke von Tsinanfu nach Tientsin. Die Fracht für einen Wagen von 15 Tonnen hatte bisher nach den Mitteilungen der Tsingtauer Handelskammer mit einer Ermäßigung von 20 Proz. auf Tarifklasse IV 96 Dollar gekostet. Sie wurde nun auf 62 Dollar ermäßigt, so daß sie der Fracht der Tientsin-Pukou-Bahn gleichkommt. An einen Tarifkampf mit dieser Bahn wird dabei natürlich nicht gedacht, er würde beiden Bahnen nur Schaden zufügen, die Schantung-Bahn hat jedoch bei dieser Gelegenheit zum Ausdruck gebracht, daß sie entschlossen sei, einen ihr von der chinesischen Bahn aufgezwungenen Tarifkampf aufzunehmen. Tientsin ist an und für sich schon durch seine besseren und älteren Handelseinrichtungen gegenüber Tsingtau im Vorteil. So gibt es z. B. dort Gesellschaften, die sich damit befassen, auf ihren modernen hydraulisch betriebenen Baumwollpressen die Baumwolle zu pressen und versandfähig zu machen. Die Baumwolle wird diesen Gesellschaften von den Exporteuren zugeführt, das Pressen, Verpacken und Verladen aufs Schiff besorgen dann zu einem bestimmten, für alle Firmen gleichen Satze die Besitzer der Pressen. Eine solche Anlage fehlt in Tsingtau gänzlich, und da die Baumwolle gepreßt werden muß, um eine möglichst große Quantität auf möglichst kleinen Raum zu verladen (ebenso wie das mit Fellen, Häuten und Hanf usf. geschieht), kann Tsingtau für den Export dieses Artikels gegenüber Tientsin nicht aufkommen. Damit entgehen aber auch der Schantung-Bahn gute Frachten, so daß neben den Schifffahrtsgesellschaften und dem Hafen auch die Bahn an einem derartigen neuen Unternehmen in Tsingtau interessiert sein sollte. Das Wort, das der deutsche Kolonialstaatssekretär Dr. Solf jüngst sprach, daß Kolonialbahnen, auch wenn sie in einer Reihe von Jahren schlecht rentierten oder gerade weil sie wegen billiger Tarife wenig Verzinsung erzielten, der Allgemeinentwicklung der Kolonie außerordentlich nützen, gilt in gleichem Maße von Tsingtau, obschon hier der Grundsatz schwerer durchzuführen ist, weil es sich um keine Staatsbahn, sondern um ein Privatunternehmen handelt.

Tsingtau hat sich vom Flottenstützpunkt und militärischen Beobachtungs- und Vorposten zum „Typus der reinen Handelskolonie“ entwickelt. Aber man wird nicht vergessen, daß es trotz allem noch

Flottenstützpunkt und Militärposten ist und bleiben wird. Das ist eine Bedeutung, die sich wirtschaftlich und in Zahlen nicht erfassen läßt, und die es schwierig macht zu sagen, welche Aufwendungen für sie allein nötig gewesen wären. Von den sanitären Einrichtungen, von den Wegebauten, der Kanalisation und der Wasserleitung, von dem vorzüglichen modernen Schlachthaus, das vielleicht einmal später für den Handel und Schiffsverkehr von Bedeutung werden kann, wenn die Dampfer sich dort verproviantieren, weil sie eine durch die Fleischschau garantierte gute Qualität der Ware bekommen, von diesen und anderen Einrichtungen fällt nur ein geringer Teil auf die Handelskolonie und ein größerer Teil auf die Militärkolonie. Rasch emporgekommene und mächtig in Blüte stehende Handelsplätze wie Singapore und Schanghai erfreuen sich längst nicht der sanitär so auf der Höhe stehenden Einrichtungen wie Tsingtau, ohne daß ihr Handel merklich darunter gelitten hätte. In dem schwer auseinanderzuhaltenden Bedürfnis des Handelsplatzes und des Militärlagers liegt eine der Schwierigkeiten für den zukünftigen Ausbau des Verwaltungssystems der Kolonie die heute einem Militärgouverneur untersteht und deren bürgerliche Bewohner auf die Verwaltung so gut wie keinen Einfluß haben. Denn daß die im Handelsregister eingetragenen Firmen, die im Grundbuch eingetragenen und jährlich mindestens 50 Dollar Grundsteuer zahlenden Grundeigentümer und der Vorstand der Handelskammer je einen Bürgerschaftsvertreter wählen und diese drei Herren mit einem vom Gouverneur ernannten vierten Bürgerschaftsvertreter in einem Gouvernementsrat sich vereinen, dem außer dem Gouverneur als Vorsitzenden noch sechs höhere Beamte des Gouvernements angehören, kann man einen befriedigenden Zustand nicht nennen. Zudem hat der Gouvernementsrat nur eine beratende Befugnis, die durch das Ermessen des Gouverneurs nach allen möglichen Richtungen eingeschränkt werden kann, er ist höchstens eine dekorative Einrichtung, deren Umwandlung in einen wirklichen Selbstverwaltungskörper immer dringlicher wird, je mehr die reinen Handelsinteressen des Platzes die militärische Bedeutung erreichen und überflügeln. Eine reinliche Scheidung zwischen militärischen und Handelsmaßnahmen wäre sehr wohl durchführbar, obgleich der Handelsaufschwung Tsingtaus und die damit verbundene stärkere geschäftliche Inanspruchnahme der Zivilbevölkerung den lange Zeit in ihr vorhandenen Wunsch nach größerem Selbstbestimmungsrechte vorläufig zurückgedrängt zu haben scheint.

Die dritte Bedeutung Tsingtaus scheint die wichtigste, obgleich sie weder durch die Statistik bewiesen, noch überhaupt mit klaren Worten umgrenzt werden kann. Tsingtau ist ohne allen Zweifel eine zwar mit beträchtlichen Mitteln erstellte, aber heute doch vorhandene Musterkolonie. Es ist heute eine Art großer deutscher ständiger Aus-

stellung im fernen Osten, ein Musterkoffer sozusagen, mit dem Deutschland in China, in ganz Ostasien, in der ganzen Welt schließlich, reist und Geschäfte machen will. Dieser Musterkoffer enthält eine ganze Stadtanlage mit allem, was dazu gehört; mit Straßen, die nicht nur im Stadtgebiet ausgezeichnet sind, sondern auch weit ins Innere der Pachtung führen, mit Kanalisation und Wasserwerk, mit ordentlicher Beleuchtung und Säuberung, mit Fürsorge für die Verkehrsmittel und für Ordnung, mit Häusern schließlich, die zwar in der ersten Periode der Entwicklung nicht gerade schön genannt werden können, die aber später allmählich doch besseren Stil und hübschere Ausführung gewannen. Tsingtau besitzt ein Schulwesen, das von keiner ostasiatischen Kolonie einer anderen Macht übertroffen wird, über seine chinesischen Schulbestrebungen wird an anderer Stelle gehandelt, die ausdauernde Arbeit seiner Forstverwaltung hat die einstmals kahlen Höhen und Hügel in der näheren Umgebung allmählich mit freundlichem Grün überzogen und Kiefern- und Akazienwälder erstehen lassen. Andere Kolonien im fernen Osten mögen prächtiger gebaut sein und schöner liegen, sie mögen lebhafter und belebter sein als das noch junge Tsingtau, das einen mehr sachlichen, ordnungsmäßigen, kühleren Eindruck macht, aber mit allem kann sich das deutsche Gebiet sehr wohl messen, was Ordnung und innere Güte angeht. Und das ist sein Wert und seine Bedeutung China gegenüber und der Welt gegenüber. Es läßt sich nicht übersehen, wie die deutsch-chinesische Hochschule ihre chinesischen Schüler in deutschem Sinne beeinflussen wird können, es läßt sich nicht nachweisen, ob nur durch das Vorhandensein Tsingtaus und seiner Einrichtungen Deutschland der starke Anteil an der Ausführung der Tientsin-Pukou-Strecke zugefallen ist, ob der Aufschwung des deutschen Handels ganz allgemein nicht zum guten Teile auf das Vorhandensein der „ständigen Ausstellung des deutschen Reiches in Tsingtau“ zurückgeht. Aber die außerordentlich günstigen Urteile, die Engländer und Japaner, Amerikaner und andere Fremde über die deutsche Pachtung gefällt haben, das Lob, das erst jüngst der Leiter der chinesischen Revolution, der durch und durch amerikanisch gesinnte und gewiß irgendwelcher inneren Deutschfreundlichkeit nicht verdächtige Dr. Sun-jatsen, nach seinem Besuche des deutschen Hafens ausgesprochen hat, die Tatsache, daß während der Revolution einige 30 höhere chinesische Beamte ihren Wohnsitz in Tsingtau genommen haben, dem früher gerade die gebildeteren Chinesen wenig freundschaftlich gegenüberstanden, all das spricht dafür, daß die allgemeine Kulturbedeutung Tsingtaus immer mehr zur Geltung kommt. Das Ausfallstor für die Waren der Provinz Schantung, das Einfallstor für deutschen Handel und deutschen Geist soll Tsingtau sein. Man wird niemals verlangen können, daß die Chinesen, deren Nationalismus sich über alle ver-

nünftigen Stufen weg schon zur Siedehitze des Chauvinismus erhitzt, das deutsche Fleckchen Erde lieben lernen, das man ihnen entrissen hat, um fremde Werte dort zu schaffen. Sie werden einsehen, daß es ihre Provinz entwickelt hat, aber sie werden sagen, sie hätten das mit unserer Hilfe auch durch ein chinesisches Tsingtau erreicht. Das Wesentliche ist nur, daß sie das achten lernen, was deutsche Arbeit dort geschaffen hat, daß dieser merkwürdige Fleck in China, der alles hat, was China nicht besitzt, und dem alles fehlt, was China so sehr zum Überflusse hat, daß diese Oase der Ehrlichkeit und der Ordnung der Verwaltung, der Beamten und Menschen überhaupt, den Chinesen Achtung abzwingt. Diese Achtung wird eine Basis zur Verständigung sein. Und wenn Tsingtau noch mehr als bisher vom militärischen Geiste freigemacht und mit kaufmännisch und wissenschaftlich schaffendem Geiste durchtränkt wird, dann wird dieser Überfluß auf das arme China überstrahlen können, und dann, erst dann, wird Tsingtau das ganz halten, was es heute verspricht. Diese Aussicht aber begründet die Verpflichtung, die freigewählte Arbeit weiter zu leisten, das einmal Begonnene großzügig und großsinig weiter zu pflegen und auszubauen. Jede Halbheit würde sich rächen, alle Energie wird sich lohnen.

7. Deutsche Kulturaufgaben in China.

Am 15. Mai des Jahres 1912 wurde die Pekinger Universität nach den Wirren der Revolutionszeit wieder eröffnet. Ich war damals in Peking und konnte der intimen Feier beiwohnen, die so charakteristisch war für das junge China. Durch die große breite Hatamönstraße waren wir hinausgefahren, an den roten Mauern der verbotenen Stadt vorbei, rings um den Kohlenhügel, der nicht etwa aus Kohle für den Fall der Not und der Belagerung der Hauptstadt besteht, wie eine Sage wissen will, sondern aus Erde, die man beim Ausheben der Seen um den Kaiserpalast hier aufgetürmt hat. Und dann kamen wir in der drückenden Mittagsschwüle zur Dachüetang, der neuen Universität, die einstweilen noch hier untergebracht ist, bis draußen nördlich vor den Mauern der Tartarenstadt die vier großen modernen Schulgebäude in europäischem Stile und mit vollkommen europäischer Einrichtung vollendet wären, die später die bildungslustige Jugend des Landes aufnehmen sollten. Hier ging man durch die zahlreichen prächtigen Vorhöfe und Häuser, durch schöne Gärten, die dazwischen verstreut lagen, und wieder durch Hallen und wieder durch Höfe. Ein paar chinesische Lehrer, ohne Zopf natürlich und in unbequem aussehendem europäischen Gewande, empfingen uns etwas linkisch und ungewandt,

aber freundlich und zum Teil nicht ohne Würde. In einem großen mächtigen Hofe fand die Feier statt, in dem man ein hohes Bambusgerüst mit aufgelegten Matten errichtet hatte, um unter diesem luftigen und vor der Sonne schützenden Dache kühl und angenehm zu sitzen. Die gekreuzten Flaggen der chinesischen Republik mit ihren fünf grellen Streifen begrüßten eine kleine internationale Gesellschaft, die sich außerdem des Fahnenschmuckes fast aller Länder der Erde erfreuen konnte. In kleidsamen Uniformen saß da die Kapelle des verstorbenen chinesischen Seezolldirektors Sir Robert Hart, der dieses Privatvergnügen hatte, eine chinesische Kapelle auf europäische Weise zu drillen und selbst zu dirigieren, und von dem sie nach seinem Tode sein Schwager Sir Robert Bredon übernahm. Jetzt spielte sie feierliche Weisen und lustige Märsche, bis alle die Studenten anwesend waren, die noch in ihren chinesischen Gewändern, aber schon alle mit abgeschnittenem Zopfe kamen, manchmal schon mit einem Scheitel, in den ziemlich viel Pomade die widerspenstigen Haare gezwängt hatte, fast alle aber noch mit dem deutlich sichtbaren Übergang von der früher kahlen Vorderhälfte des Schädels zur haargeschmückten Hinterhälfte, von der der Zopf herabhing. Vor den Schülern saß der chinesische Lehrkörper und die europäischen und amerikanischen Gelehrten, die man zur Wirksamkeit hierher berufen, um die moderne Universität wirklich modern und wissenschaftlich zu führen. Denn an dieser Stätte befand sich seit dem Reform-Edikte von 1902 die neue Universität und löste damit die alte Hanlin-Akademie ab, jene „Pinseiwald“-Schule, die die höchste Anstalt des Reiches war, begründet im 8. Jahrhundert vom Kaiser Hsüan-Tsung, offen nur den glücklichen Absolventen schwerer Examina und seit Jahrhunderten eine vornehme alte chinesische Bildungsanstalt, der hervorragende Gelehrte entstammten. An ihre Stelle war eine Schule für Rechtswissenschaft und Naturwissenschaft, Ackerbau und Industrie, Verwaltungswesen und Literatur sowie Medizin getreten mit einem technischen Kolleg, Vorbereitungs- und Fortbildungsseminarien, ganz nach dem Anstrich und dem Äußeren westlicher Bildungsinstitute. Viele Edikte folgten, die Aufhebung des alten Prüfungswesens kam, und das Jahr 1908 gab dem Schulwesen neue Unterlagen und gliederte die Universität in drei Abteilungen für Ingenieur- und Handelswesen, Naturwissenschaften, Medizin und Landwirtschaft, Rechtswesen, Geschichte, Literatur und Philosophie. Ferner waren Vorbereitungskurse und Fortbildungsseminarien, Studienreisen und Laboratorien vorgesehen. Mit heiligem Eifer gingen die Fremden ans Werk, bis der Ausbruch der Revolution das über den Haufen warf, was aus einer wirren Zeit des Überganges und der Proberei noch nicht in das Stadium der festen Form und sicheren Ruhe gelangt war.

Und jetzt sollte der erste Schritt der neuen Republik eine Wiedereröffnung der höchsten Bildungsanstalt sein. Der chinesische Schulrektor Dr. Yen Fuh war der erste Redner, dem vier Jahre Studium in Deutschland und langjähriges Studium in England den Blick für das große Ziel geschärft und den Eifer für die gewaltige Aufgabe verdoppelt hatten. Die Augen hinter den scharfen Brillengläsern blitzten, Klugheit und Gutmütigkeit sprachen aus dem Gelehrten Gesichte, und ehrliche Freude klang aus seinen Worten heraus, als er der Regierung für diesen ersten Schritt auf dem wirklichen Wege zu einer neuen Zeit dankte, auf dem Wege, das politisch Erreichte durch Erziehung der Jugend zu vertiefen und zu befestigen. Der Unterrichtsminister Tsai-yuanpe ging auf diese Worte ein und meinte, es müsse wohl besonderen Eindruck auf alle Nationen machen, wenn die junge Republik dieser Schulaufgabe sich zuerst annehme. Auch er hatte in Deutschland lange studiert und verwies leuchtenden Auges auf die große Aufgabe der Erziehung und der Bildung. Aus dem hageren schmalen Gesicht, dem ein dürrtiger, spitz zulaufender Bart etwas Trauriges, Kümmerliches gab, kam mit Wärme und Begeisterung ein Bekenntnis zum modernen Fortschritt und zur Entwicklung. Und dann, nach Sir Bredons Glückwunsch und nach ein paar akademischen Reden der Vertreter der fremden Lehrerschaft, sprach der Direktor der Universitätsvorschule Dr. Moses Chiu mit der heißen Glut und dem überschäumenden Temperament des Fukien-Provinzlers, der 7 Jahre in Leipzig und Berlin eifrig studiert und den Berliner philosophischen Doktorgrad erworben hat. Glatt und fließend klang sein Englisch, weich und tönend das Deutsch, in dem er fortfuhr, und eindringlich heiß das Chinesisch, in dem er endigte. Wie Pfeile mußten die Worte in den drei Sprachen ins Herz der Schüler dringen, als dieser merkwürdige Mann ihnen die Mahnung zurief: „Ihr müßt arbeiten, arbeiten und nichts als arbeiten. Seht die Lage unseres Landes, dem die Ausländer nur bei strenger Kontrolle Geld geben wollen. Seht die Bettler auf den Straßen, die Diebe in den Gassen, die Armen und Kranken im Schmutze. Ihr seid die künftigen Führer, Ihr die kommenden Männer. Erzieht Euch in Mäßigkeit und Strenge gegen Euch selbst, lernt, was heute zum Bestehen im Konkurrenzkampfe nötig ist, zu wissen. Aber vor allem: Arbeitet! Arbeitet an Euch und arbeitet damit für andere, für Euer Vaterland!“ Wie elektrische Funken sprang es auf die Chinesen, Lehrer und Schüler, über. Brausender Beifall erklang, als der Feuergeist geendet, man schüttelte ihm die Hände, man war begeistert, und die Hörer, selbst die skeptischen und die kälteren, mußten glauben: hier spricht das neue China, und dieser Wille ist nicht mehr aufzuhalten, er wird sich durchsetzen.

Das war die Wiedereröffnung der Pekingener Universität, und dann

fuhr man nach Hause. Langsam brach sich die Skepsis wieder Bahn, und man sagte sich: die Chinesen haben sehr rasch das gelernt, was ihnen wohl beim Studium in Japan aufgefallen sein mag: das, was man im Pidgin-Englisch das „showpitchen“ nennt. Das bedeutet eine Art äußerer Aufmachung, zum kleinen Teil eine Täuschung für die eigene Persönlichkeit und das eigene Volk, zum größeren Teil eine Art äußerlicher Aufmachung für das Auge der Fremden, ohne innere tiefere Begründung und Fundamentierung, eine Art Luftschloß, das man dem doch nur aufs Äußerliche sehenden oberflächlichen Fremden vorgaukelt, um ihn für sich geneigt zu machen. Die Japaner haben mit solchen Methoden ganz gute Geschäfte gemacht, und ein gut Teil der ausgezeichneten Japanstimmung, die allüberall für das Land des Mikado herrscht, ist nur kleinen Äußerlichkeiten zuzuschreiben, den aufmerksamen Boys, die einen auf der Eisenbahn stationsweise ausbürsten und reinemachen, den europäisch geleiteten Hotels, die saubere und moderne Einrichtungen bieten, und ähnlichen Dingen mehr. Die Methode ist selten sehr kostspielig und rentiert sich glänzend. Mit ihr haben die jungen Chinesen noch etwas aus Amerika mitgebracht, was trefflich dazu paßt, und was besonders auf die Südländer leicht wirken konnte, weil sie Anlage dazu schon hatten: die Herrschaft einer Phrase, die gut klingt, viel Worte hat und Hörer und Sprecher berauscht. Die fremden Errungenschaften aus Japan und Amerika wirken in China jetzt zusammen. Es ist nicht zu bestreiten, daß zur Regierung und zu den Ämtern eine Reihe Leute gekommen sind mit ganz ausreichender guter europäischer und amerikanischer Bildung. Es ist nicht zu übersehen, daß in sehr vielen von ihnen viel guter Wille lebt, eine ganze Menge Einsicht und Selbsterkenntnis, Arbeitskraft und Arbeitsmut. Aber im ganzen scheint es doch, daß sie vom Klange ihrer eigenen Worte berauscht sind, daß sie sich selbst einen Zustand vortäuschen, der noch nicht besteht, der noch lange nicht bestehen wird.

Dann hielt der Wagen vor dem großen internationalen Hotel, es gab anderes zu tun, man vergaß die Universität und das Nachdenken darüber. Bis dann zu Ende des vorigen Jahres die Nachricht kam: Die Universität Peking wurde aus Mangel an Geldmitteln vor der Hand wieder geschlossen. Und es mußte zum Beginn des neuen Jahres eine neue Nachricht kommen, sie mußte kommen, wenn alle die Überlegungen bei der Heimfahrt von der Universitätseröffnung richtig waren, eine Nachricht, die ungefähr besagte: „Die chinesische Regierung beabsichtigt zum Herbst, in Schanghai eine neue Universität mit vier Fakultäten zu errichten. Die Errichtung von Hochschulen in Wutschang und Canton soll folgen. Inzwischen wird die reformierte Pekingener Universität mit 7 Fakultäten und ausländischen Professoren wieder eröffnet. Die Unterrichtssprache für Medizin soll deutsch, für

die technischen Wissenschaften deutsch und englisch, für Philosophie, Handel und Recht englisch, für Ackerbau und sonstige Disziplinen deutsch, englisch und französisch sein. Auf den höheren Schulen werden von diesen drei Sprachen künftig zwei obligatorisch gelehrt, auf den Mittelstufen höchstens zwei. Die höheren Lehrerseminare führen alle drei Sprachen ein.“ Und es scheint wirklich nicht ausgeschlossen, daß alle diese Schulen begründet werden, um nach einem halben Jahre wieder einzugehen und neuen Plänen Raum zu geben. Dieses Herumtasten, ohne klare festumrissene Wege einzuhalten, dieses Erkennen eines festen Zieles, aber die Unfähigkeit, auch nur die Vorstufen zu bewältigen, die einen Erfolg verbürgen könnten, das ist hervorragend charakteristisch für das heutige China und begründet auch erst die Möglichkeit für fremde Nationen, durch Einrichtung von Schulen nach ihren für chinesische Zwecke abgeänderten Schulsystemen in China Erfolge zu erzielen und China einstweilen diejenigen Männer heranzuziehen, die es sich selbst aus Eigenem noch nicht schaffen kann.

Erst Konfuzius war der richtige Erwecker des Schulwesens in China. Wohl gab es ein Bildungswesen in China auch vor ihm. In den von ihm gesammelten Annalen erteilt einer der ersten Kaiser Chinas einem seiner Minister den Auftrag, ehrfurchtsvoll die fünf Lehren zu verkünden, die sich ergeben aus dem Verhältnis von Liebe zwischen Vater und Sohn, von Recht zwischen Fürst und Untertan, von der Unterscheidung der Geschlechter zwischen Mann und Frau und dem Zusammenwohnen der Verheirateten, von Unterordnung der Jüngeren unter die Älteren, und von Treue zwischen Freunden und Genossen. Zu dieser ethischen Lehre kam die Erlernung von Gebräuchen und Zeremonien, von Musik und Gesang, von Gymnastik und militärischen Übungen. Das ganze Leben war eine Art Schule, denn Beamte und Dorfälteste unterrichteten am Abend oder auch an arbeitslosen Tagen die Jugend und die Erwachsenen in der Sittenlehre. Dieses Schulsystem, das im ersten Jahrtausend v. Chr. auf hoher Stufe gestanden haben muß und dessen Ausbildungsziel stets die Aufnahme in die Beamtenschaft war, verfiel dann später, um erst durch Konfuzius wieder zur Höhe emporgeführt zu werden. „Wenn ein König ein Reich gründet, muß er zunächst für Volkserziehung sorgen,“ das war sein oberster Grundsatz, dem er durch Sammlung der altchinesischen Sitten und Gebräuche und dadurch zu dienen suchte, daß er diese altüberlieferten Dinge auch der Jugend wieder nahezubringen suchte. Er verschaffte dem Lehrerstande wieder hohe Achtung (in einem inhaltsreichen Artikel des Ostasiatischen Lloyd vom 12. Juli 1912 sind die entsprechenden Stellen aus seinen Aussprüchen gut zusammengestellt). Er war vor allem ein außerordentlicher Pädagoge, der es verstand, eine große persönliche Wirkung auszuüben, die sein System geradezu zu einer

Religion werden ließ. Die vier klassischen Bücher und die fünf heiligen Bücher, die teils von Konfuzius selbst aus alten, fast schon vergessenen Quellen und Überlieferungen zusammengestellt, teils von seinen Schülern als Überlieferungen des Inhalts von Gesprächen mit ihm aufgezeichnet wurden, wurden nach des Konfuzius Tode die Grundlage des Schulunterrichtes in den niederen und höheren Schulen, man lernte sie teils sklavisch auswendig, teils wurden sie auch kommentiert und selbständig erklärt. Andere Schulbücher schlossen sich dann an. An der lebendigen Kraft dieser klassischen Bücher änderte es auch nichts, daß einer der größten Helden unter den Geistern Chinas, Tsin-schiuang-ti, der Schöpfer des chinesischen Einheitsstaates und seiner Einteilung in 36 Bezirke, der ganz von kriegerischen Gedanken erfüllte Verächter jeder Bildung und Philosophie, angeblich die klassischen Bücher alle verbrennen ließ, um seinem Volke den Blick für die Zukunft dadurch zu eröffnen, daß er es vom sklavischen Festhalten am Überkommenen loslöste. Die Reaktion gegen diese Periode brachte das Gelehrtentum nur zu um so größerer Macht. Die Hanlin-Akademie der vorzüglichsten Gelehrten des Reiches wurde zur Spitze eines Prüfungssystemes, das Jahrhunderte China in seinem Bann hielt, bis es endlich durch das erwähnte Reformedikt von 1905 beseitigt wurde. Eine Prüfung in der Präfekturstadt ergab zunächst eine Auslese unter den von den einzelnen kleineren Mandarinen zur Prüfung entsandten besten Schülern der einzelnen Bezirke. Eine Prüfung in der Provinzialhauptstadt, die alle drei Jahre stattfand und die von einem kaiserlichen Spezial-Kommissar abgehalten wurde, dauerte dann 9 Tage, und in dieser ganzen Zeit blieben die Kandidaten, deren Zahl oft bis 20000 betrug, in den kleinen steinernen Zellen eingeschlossen und mußten alle drei Tage einen klassischen Aufsatz schreiben. Noch heute sieht man in Nanking z. B. jene Zellenstadt, die von der Mitte eines Turmes aus fächerförmig ausstrahlt und in deren einzelnen Gängen jetzt hohes Gras über die verfallenen Häuschen und Zellen wächst. Jede Provinz konnte den bei diesen Prüfungen zu erlangenden Grad nur in bestimmter Zahl erteilen, und wiederum die Besten aus diesen Prüfungen fanden sich später dann zu den alle drei Jahre stattfindenden Prüfungen in Peking zusammen, wo ihnen der Doktorgrad winkte, den erworben zu haben unter einem solchen strengen Prüfungssystem erheblich mehr bedeutete als etwa in manchen europäischen Ländern, und der sich auch entsprechend höheren Ansehens erfreute. Durch zwei Jahrtausende bestand dieses Bildungssystem, das manche Prüflinge ihr ganzes Leben lang nur danach trachten ließ, eine Prüfung zu bestehen, die dann zu einem Amte berechtigte und den Mann versorgte. Diese Schule der Literaten und Beamten lehnte alles ab, was an neuen Gedanken von irgendwoher kam, und hing am Alten mit einer Zähigkeit und Beharr-

lichkeit, die sich später rächen mußte. Denn die teils friedliche, mehr aber kriegerisch gewaltsame Erschließung Chinas für den Handel brachte nicht nur Krieger und Waren, sondern auch fremden modernen Geist nach China, und die ersten Chinesen, die auf Auslandsschulen wanderten, kamen mit voller Erkenntnis der Schäden ihrer Heimat zurück. In rascher Folge stieg diese Erkenntnis, und am radikalsten kam sie zum Ausdruck in jenen 100 Tagen, da Kangjuweis Gedanken maßgebend waren und da seine Reformedikte eine glatte Abschaffung des alten Prüfungssystemes verkündeten und den Befähigungsnachweis zum Beamtenstande durch volkswirtschaftliche und staatliche Kenntnisse erbracht wissen wollten. Moderne Schulen und Hochschulen sollten in überflüssigen Tempeln errichtet werden, Zeitungen sollten begründet werden, Auslands-Studienreisen sollten veranstaltet werden. Aber dann kam der Staatsstreich der Kaiserin-Witwe, und neben zahlreichen Verhaftungen und Hinrichtungen brachte er einen förmlichen Widerruf aller Reformedikte. Aber der einmal erwachte Reformgedanke war nicht mehr zu ersticken, und wenn man auch in der Folge klüger und erfolgversprechender sich bemühte, die Neuerungen immer dadurch zu begründen, daß man sie auf uralte klassische Vorbilder zurückführte, um sie dadurch den Gelehrten und damit dem Volke schmackhafter zu machen, so bedeutete doch das Edikt von 1905 einen glänzenden Sieg der Kangjuweisichen Reformgedanken und eine Anerkennung, daß bei den alten Prüfungen allmählich an die Stelle des geistigen Inhalts der klassischen Gelehrsamkeit eine „formale Geschicklichkeit im Verfertigen von Aufsätzen und Gedichten“ (Schüler in seiner „Geschichte Chinas“) getreten war. Die Schulreform des Jahres 1905 schuf zunächst eine Elementarschule mit 30 wöchentlichen Schulstunden und 5jähriger Dauer, die als Staats- oder Gemeindegemeinschaft unter amtlicher Überwachung zunächst mit je einer Schule auf 400, später mit je einer Schule auf 200 Familien gedacht war und allgemeine Sittenlehre, Erklärung der klassischen Bücher, Natur- und Erdkunde, Rechnen und Turnen als Lehrgegenstände haben sollte. Eine zweite Elementarschule von 4jähriger Dauer und 34 wöchentlichen Schulstunden sollte sich anschließen mit ungefähr den gleichen Unterrichtsfächern, deren Abgangszeugnis einen Rang niederer Ordnung gab. Auf diese Unterstufe baute sich die Mittelstufe auf, die gleichfalls 5jährigen Kurs hatte mit 35 wöchentlichen Schulstunden und mit den Lehrgegenständen: Sittenlehre, chinesische Sprache, Klassiker und Literatur, fremde Sprachen (japanisch und englisch obligatorisch, deutsch, französisch und russisch fakultativ), Geschichte, Geographie, Mathematik, Naturgeschichte, Physik und Chemie, Verwaltungs- und Staatslehre. In diese Mittelschule kam man entweder auf Grund einer besonderen Prüfung oder mit dem Abgangszeugnis der höheren Ele-

mentarschule. Das Abgangszeugnis verschaffte einen Rang höherer Ordnung, ungefähr das Baccalaureat. Als dritte Stufe schloß sich an die Hochschule mit dreijährigem Kurs und täglich sechs Unterrichtsstunden. In drei Abteilungen wurde hier auf die drei Hauptfakultäten der eigentlichen Universität vorbereitet (die ja inzwischen schon 1902, also noch ohne jeden Unterbau des Schulwesens und ohne das geeignete Schülermaterial, in Peking aus der Hanlin-Akademie heraus begründet worden war!), und zwar entweder in Englisch, Geschichte, Geographie, Beredsamkeit, Recht und Staatswissenschaft, oder in Englisch, Mathematik, Physik, Chemie, Geologie, Mineralogie, Zeichnen, oder in Deutsch, Latein, Mathematik, Chemie, Zoologie, Botanik, wobei zu allen drei Kursen das Studium der chinesischen Sittenlehre und der klassischen Bücher und Literatur, sowie für die beiden ersten Kurse freiwillig die deutsche oder französische Sprache kam. Neben diesem vierstufigen Schulsystem, der Elementarschule niederer und höherer Art, der Mittelschule, der Hochschule und der Universität sollte es dann besondere Fachschulen geben, von den Kinderbewahranstalten bis zu den Mädchenschulen mit einem Elementar-Schulprogramm unter besonderem weiblichen Zuschnitt, den Schulen für Dolmetscher, Post-, Telegraphie-, Eisenbahn- und Schiffsbeamte, den Schulen für Kadetten und Marineschüler, den Lehrerseminaren mit besonderer Abstufung. Das Schulwesen sollte zwar den Provinzgouverneuren, aber auch einem zentralen Unterrichts-Ministerium in Peking unterstellt werden, ein ausführliches Schulreglement kam dazu mit Festsetzung von Schulfreiertagen und Schulfestern, und die stolze Festsetzung, daß von Ausländern geleitete Schulen in China kein Recht zur Zulassung zu höheren Schulen gewährten und eines amtlichen Charakters entbehrten.

Das war das Programm, auf dem Papier ebenso glänzend wie die mandschurische Heeresreform, in der Wirklichkeit ein noch größeres Fiasko, als es jene gewesen ist. Die meisten Schulen wurden gar nicht erst begründet, der Erfolg war nur ein Zurückdrängen der bisher allein maßgebenden klassischen Bildung, an deren Stelle eine höchst bedenkliche europäische oder amerikanische Halbbildung trat. Für die fremden Unterrichtsfächer fehlte es teils aus Mangel an Mitteln, teils aus Mißtrauen gegen fremde Lehrer an Unterrichtskräften. Vor allem aber sank ziemlich rasch in China die Vorliebe fürs Japanische, das für das neue chinesische Schulsystem das Muster abgegeben hatte. Äußerlich trat das in Erscheinung in dem beträchtlichen Rückgang der Zahl der chinesischen Studenten in Japan, die von 10000 auf wenige hundert sank. Das verband sich im jungen China eng mit einer geringeren Achtung Japans, die zum Teil aus einem Gefühl alter Erbfeindschaft, zum Teil aus der Befürchtung vor neuen Demütigungen durch Japan entsprang, sicherlich aber mit beeinflußt war durch die Empfindung,

daß man den Kern der japanischen Erfolge sehe im Anpassen an die westlichen Methoden, und daß man nicht nach Japan gehen müsse, um das nachzumachen, sondern direkt an die Quelle dieser Methoden, nach Europa und Amerika. Unter dem alten mandschurischen Regime wurde diese Strömung unterstützt von oben her durch die Erfahrung, daß in dem monarchischen Japan, in dem die japanischen Studenten in strenger Achtung der japanischen Staatslehre erzogen wurden und in dem Kaisertum von Gottes Gnaden das wirkliche und einzige Fundament des Staatsganzen zu erblicken gelehrt wurden, daß in dem gleichen Japan bewußt oder unbewußt die chinesischen Studenten freier und unbeaufsichtiger lebten, zumeist in revolutionäre Zirkel gerieten und von dort aus aufreizend in der Heimat zu wirken suchten. Japan hat indessen früher erkannt, was es bedeuten müsse, diese Jugend in die Hand zu bekommen. Im Jahre 1901 begründeten Japaner einen Ostasiatischen Kulturbund und in Schanghai zugleich eine Studienanstalt der gemeinsamen Kultur Ostasiens, auf der japanische Schüler zur Wirksamkeit in China ausgebildet wurden, d. h. auf der sie vollkommen chinesische Gewohnheiten annehmen mußten, sich zum Teil die Zöpfe wachsen ließen und in chinesischer Kleidung, chinesisch sprechend und lebend, sich ins Landinnere begaben, um dort sich umzusehen und Erfahrungen zu sammeln. In den Jahren bis 1905 wurden verschiedentlich japanische Professoren in chinesische Provinzen zur Ordnung des Unterrichtswesens berufen. Die Regierungsschule Nanyang in Schanghai geriet vollkommen unter ihren Einfluß, vielfach wurden deutsche und andere Militärinstruktoren durch japanische ersetzt, ein Vorgehen, das freilich bald von den Chinesen als durchaus falsch erkannt und geändert wurde. Im Jahre 1901 bereiste der japanische General Fukuschima das Yangtse-Tal als ausgesprochen japanischer Propagandist für Heer- und Marinewesen und suchte mit den führenden Männern Fühlung zu nehmen. Den Japanern erstand bald fremde Konkurrenz. In Schanghai bildete sich die Society for the diffusion of christian and general knowledge among the Chinese, es erstand die Commercial press, und es bildeten sich noch andere Gesellschaften, die englisch-amerikanische Literatur in China einzuführen bestrebt waren. Hauptsächlich geschahen solche Gründungen im Anschluß an die protestantischen amerikanischen und englischen Missionsgesellschaften. In Peking entstanden das Union medical college und die Baptist mission university, in Schanghai das St. John's College, in Taiyuanfu wurde eine Hochschule errichtet, die sich später mit einer gleichen chinesischen Anstalt verband, und zwar chinesisch geleitet wird, in Wirklichkeit aber hauptsächlich von amerikanischen Missionaren geführt ist. In Weih sien z. B., an der deutschen Schantung-Bahn, bildete sich ganz im stillen, von großen Geldmitteln unterstützt, eine amerikanische

Missionarshochschule heraus, die jetzt in Tsinanfu zu einer Union university allergrößten Stils gestaltet wird, wozu die amerikanischen Presbyterianer mit den englischen Baptisten eine besondere Schulunion eingegangen sind. Vor zwei Jahren entsandten die Universitäten Englands unter der Führung von Oxford und Cambridge zwei Professoren, unter ihnen den Lord William Cecil nach China, um die Begründung einer Universität in China zu betreiben und zu diesem Zweck Studien in China anzustellen. Ein ständiger Sekretär wurde für 5 Jahre ernannt, der durch Reisen in Amerika, Europa und China den Plan vorbereiten sollte. Es war daran gedacht, die an einer solchen Universität anzustellenden Professoren zuerst einige Zeit in China sich einleben zu lassen, um sie erst dann in ihren Lehrfächern mit genauer Kenntnis von Land und Leuten an die Arbeit zu schicken. Die Universität sollte in freundschaftlichen Beziehungen zu den Missionen stehen, wenn sie auch andere Schüler als nur die Zöglinge der Missionen aufzunehmen bestimmt war. Man wollte die Universität nicht engherzig unter alleiniger britischer Flagge gründen, sondern auch deutsche Hilfskräfte heranziehen, die natürlich von Deutschland aus bezahlt werden sollten, aber im ganzen sollte die im Städtezentrum des Yangtse-Tales zu begründende Universität doch englischen Charakter tragen. In Hongkong wurde im Jahre 1909 durch den englischen Gouverneur der Plan einer rein englischen Hochschule in Wirklichkeit umgesetzt, für die englische Großkaufleute der Kolonie, die chinesische Kaufmannschaft von Hongkong und Canton, die Regierung der Straits und reiche Chinesen dort interessiert wurden, und für die gleich auf einem Begründungs-Festessen die Geldbeiträge zur Errichtung des Vorlesungsgebäudes, der Kliniken, eines physikalischen Instituts usw. gezeichnet wurden. Nahezu 2 Millionen Dollars sind für jene Anstalt in ganz kurzer Zeit gesammelt worden, ihr imponierendes Gebäude ist bereits in Hongkong gebaut worden, und von dort aus wird nun der englische geistige Einfluß weit und tief in die Kreise der intelligenten und impulsiven südlichen China-Bevölkerung dringen. So versuchte man von allen Seiten auch nicht anerkannte Schulen zur Heranbildung der Jugend zu gründen in der richtigen Erkenntnis, daß China Männer brauche, die es sich selbst noch nicht erziehen könne, und daß die Erziehung solcher Männer unter dem Einfluß des Auslandes dem ausbildenden Staate schon einen gewissen Vorteil bringen würde. In der gleichen Richtung lagen schließlich die deutschen Bestrebungen, die zur Begründung der deutsch-chinesischen Hochschule in Tsingtau führten, zur Errichtung einer deutschen Medizinschule in Schanghai und zur Vorbereitung von Gründungen deutscher technischer Mittelschulen in Schanghai und Hankau, und später in noch zwei Orten Chinas.

Dieser von außen kommende Impuls stachelte auch wieder den

chinesischen Eifer an. An Versuchen zur gründlichen Lösung der Schulfrage fehlte es nicht. Gleich der erste Unterrichtsminister der provisorischen Republik von Nanking, der außerordentlich gebildete Absolvent der Hanlin-Akademie, der auch in Deutschland mehrere Jahre studiert hat, Tsaiyuanpe, stellte Grundsätze für die Erziehung der Jugend auf, die er im Kabinette Yuanschikais nicht lange überdenken konnte, weil ihn politische Verhältnisse zum Rücktritt bewogen, die er aber später wohl wieder in leitender Stellung zu vertreten Gelegenheit haben wird. Er stellte im August 1912 dem deutschen „Ostasiatischen Lloyd“ eine Abhandlung über seine Schulgedanken zur Verfügung, die einen außerordentlich interessanten Einblick in seine Gedankenrichtung gewährt. Er sagte dort, der Unterricht der Republik sollte nach 5 Prinzipien gegeben werden, die sich gegenseitig ergänzen und durchdringen, das seien das militärische, das realistische, das ethische, das ästhetische und das Prinzip der Weltanschauung. Das militärische Prinzip ergebe sich aus der Notwendigkeit, gegenüber den feindlichen Nachbarn eine verteidigungsfähige Bürgerschaft zu haben, die jederzeit das Reich zu schützen imstande sei. Eine militärische Erziehung sei aber nur möglich bei einiger Wohlhabenheit, und die hänge ab von der realistischen Erziehung, die die wirtschaftlichen Zustände des Landes und ihre Besserungsmöglichkeit erforsche, wie das namentlich in Amerika mit Erfolg geschehe. Das Land der ungehobenen Bodenschätze und der unendlichen zahlreichen Arbeitskräfte werde gerade von einer realistischen Erziehung Vorteil haben. Allein das ethische Prinzip verhindere ein Überwuchern des militärischen und des realistischen Prinzips, verhüte eine allzu ungleichmäßige Verteilung des Reichtums dadurch, daß es dem Volke das richtige Verständnis für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit vermittele. Konfuzius sage: selbst dem gewöhnlichen Manne kann sein Wille nicht genommen werden. Menzius erkläre: Über die Macht und Gewalt des Reichtums und der Ehre erhaben zu sein, sich von Armut und Mittelmäßigkeit fernzuhalten, von Grundsätzen abzuweichen und sich Macht und Gewalt nicht untertan zu machen, sind die Eigenschaften des großen Mannes. So faßten die Klassiker die Freiheit als Rechtlichkeit auf. Die Gleichheit stellten sie der Duldung gleich. Schon Konfuzius sage: was du nicht willst, das man dir tu', das füg' auch keinem andern zu. Und die Brüderlichkeit sei gleichbedeutend mit Menschlichkeit, so wie Menzius sage: Yü dachte, wenn irgend jemand im Reich ertrank, so sei es, als ob er selbst ihn ertränkt hätte. Tseih dachte, wenn irgend jemand im Reich hungerte, daß er die Schuld daran trüge, daß jener Hunger litt. Dieser militärisch-realistisch-ethische Unterricht befriedigte aber nur für die Welt von heute, an der die Staatslehrer arbeiteten, nicht für die zukünftige Welt, an der die Religionslehrer arbeiteten. Beide Welten seien aber eins

und nicht zu trennen. Das zu zeigen, sei die Aufgabe des Prinzips der Weltanschauung im System des Unterrichts. Alles vom Standpunkte des Weltganzen, losgelöst von dem Egoismus und den besonderen Fähigkeiten des Einzelnen zu betrachten, das sei die wahre Aufgabe. Die Ästhetik nehme dabei den Platz zwischen dieser und jener Welt ein, wie Immanuel Kant lehre, die Erziehung in ihr müsse den Geist von der Außenwelt ablenken und heben. Schon früher sei in China von jedem verlangt worden, daß er mit Pfeil und Bogen umgehen könne, Musik lerne und Tugend übe. Das sei eine Vereinigung von militärischem, ethischem und ästhetischem Prinzip gewesen. In der Rückkehr dazu und in der Verbindung mit dem modernen realistischen und Weltanschauungsprinzip liege das Heil und die Zukunft Chinas.

Diese Grundsätze sind auch für die Nichtchinesen und insbesondere für die fremden Schulorganisatoren nicht ohne Interesse, zeigen sie doch einen Weg, um die gestellte Aufgabe in gut chinesischem Sinne zu lösen. Es wird viele Jahre, wenn nicht Jahrzehnte dauern, bis die Chinesen ein eigenes Schulsystem ausgebildet haben werden, dem eine glückliche Vereinigung chinesisch-klassischer Bildung und moderner abendländischer Technik und Zivilisation gelingen könnte. Zum Aufbau eines solchen Schulsystems werden ihnen die von fremden Nationen unternommenen Schulgründungen und Versuche wertvolles Material liefern. Sie sehen an diesen Institutionen, wie sich europäisch gebildete Pädagogen mit dem chinesischen Material abfinden, sie werden aus ihren Vorzügen und ihren Fehlern lernen können, zur Methodik und Systematik des Unterrichts werden die praktischen Versuche verschiedener Nationen auf dem Gebiete der Schule in China interessante Vergleiche ermöglichen, deren geschickte Verwertung und Übersetzung in die chinesische Praxis der künftigen national-chinesischen Schule ungeheuren Nutzen bringen kann. Solange es aber China nicht möglich ist, im Inlande sich selbst seine Männer heranzubilden, die mit dem modernen Rüstzeug des Wissens und der Bildung ausgerüstet sind, und solange es ihm aus natürlichen finanziellen Gründen auch schwer wird, ähnlich wie das Japan tut, eine bedeutende Anzahl seiner besten chinesischen Schüler zur Ausbildung auf europäische und amerikanische Hochschulen zu senden, so lange kann China den fremden Nationen nur dankbar sein dafür, daß ihm wenigstens eine kleine Anzahl derartig herangebildeter Schüler für die Überleitung Chinas in einen modernen Staat vorbereitet und zur Verfügung gestellt wird. Von solcher Dankbarkeit im heutigen China ist allerdings noch wenig zu spüren. Es geht den Chinesen hier auf dem Schulgebiete ebenso wie im Handel, bei der Verkehrserschließung und der Ausnutzung der Bodenschätze. Ihre Denkformen sind nicht so vorgeschritten, einzusehen, daß ein guter Verdienst der fremden Kaufleute nicht ein Ausaugen des Landes,

nicht eine einseitige Bereicherung der Fremden zuungunsten der Chinesen darstellt, sondern beiden Teilen Verdienst und Nutzen bringt. Sie können sich auch noch nicht in den Gedanken einleben, daß das Schulsystem der Fremden nicht einzig und allein zugunsten einseitiger missionarischer Bekehrung begründet ist, oder dazu dienen soll, über die Geistes- und Sinnesart der chinesischen Schüler die politische Macht zu gewinnen, sondern daß es beiden Teilen Segen stiften kann und das gegenseitige Verstehenlernen fördert. Es wird ohne weiteres zuzugeben sein, daß die anfänglichen missionarischen Schulversuche die Chinesen mißtrauisch gemacht haben können, weil bei ihnen das Bekehren über dem Belehren stand. Das Wort, das einst Prinz Kung den Fremden zugerufen hat und das Sir Robert Hart in seinem Buch: *These from the land of Sinin* wiedergibt: „Nehmt Eure Missionare und Euer Opium weg und Ihr sein willkommen“, tönt noch heute in vielen Herzen nach. Aber hier hat sich doch vieles geändert und zwar durchweg in einer Richtung geändert, die den Nutzen der fremden Schulsysteme für die Chinesen selbst hervortreten läßt. Dabei wäre es durchaus verkehrt, die Grundabsicht bei den fremden Schulunternehmungen in China zu verkennen, die auf rein nationale Absichten der unternehmenden fremden Staaten abzielen, auf Absichten kultureller und vor allem geschäftlicher Art. Es ist eine große Sache um die Verbreitung des deutschen Gedankens in der Welt, wie sie Rohrbach mit anfeuernden Worten zu fördern versucht hat. Wir können und wollen nicht warten, bis die deutsche Kultur im Gefolge unserer Handelsbeziehungen mit dem fernen Osten spärlich und langsam von selbst in das Riesenreich eindringt. Es wäre Torheit zu sagen, wartet doch in Ruhe ab, bis die Chinesen von selbst nach den Segnungen unserer Kultur verlangen. Denn die deutsche Kultur geht tiefer als die amerikanische, und der Chinese nimmt das, was ihm in der bequemsten Form scheinbar am leichtesten, mit der größten Reklame angepriesen wird. Das wird ihrem ganzen Charakter nach sicherlich nicht die deutsche Kultur sein. Deshalb müssen wir sie von selbst bringen, und die Form dazu ist die Schule. Freilich, damit allein sollen die deutschen Schulbestrebungen in China nicht begründet werden, denn für derartiges ist das Verständnis selbst in Deutschland noch recht wenig entwickelt. Dieses Verständnis, in die Zahlen des deutschen Reichshaushalts-Etats umgesetzt, beläuft sich heute auf 1 100 000 Mark für sämtliche deutsche Auslandsschulen in allen Ländern der Welt. Zwar ist dieses Verständnis in den letzten Jahren gewachsen, im letzten Etat wiederum um 100 000 Mark und es wird auch mit bureaukratischer Regelmäßigkeit in den nächsten Etats so weiter wachsen, aber es ist leider keine Rede davon, daß die Initiative des Reichstages einmal mit frischem Impuls Leben in diese verschwiegene Ecke der deutschen Schultätigkeit im Auslande brächte,

daß von seiten der Volksvertretung auf ein rascheres Tempo gehalten würde, daß der Reichstag die knappe Formel der Etatsbegründung: „die weitere Erhöhung des Schulfonds um 100000 Mark erscheint im nationalen Interesse geboten,“ gründlich untersuchte und das nationale Interesse um einige Millionen erhöhte. In einem deutschen Reichshaushaltsetat, der Hunderte von Millionen für die Erhaltung und Stärkung der deutschen Wehrmacht und damit der deutschen Sicherheit in Handel und Verkehr ausgibt, sollte für friedliche deutsche Kultureroberungen im Auslande wahrhaftig mehr Platz sein. Denn es handelt sich, wie gesagt, nicht nur und allein darum, der deutschen Kultur und dem deutschen Geiste Eingang im Ausland und, was uns hier im besonderen interessiert, in China zu verschaffen, sondern es handelt sich um recht reale und ziffernmäßig zu belegende Interessen des Handels. Man hat so lange darüber gestritten, ob der Handel mehr der Flagge folge oder die Flagge mehr dem Handel, ohne zu erkennen, daß die Tatsache viel bedeutsamer ist, daß der Handel der Sprache folgt. Eroberungen auf dem Gebiete der Schule und der Sprache sind gleich dem Pflügen der Erde, aus der später eine reiche Saat sprossen soll. Den Chinesen eine fremde Sprache lehren, heißt, ihm ein gewisses Interesse und manchmal sogar eine Liebe und Verehrung für das Land einflößen, dessen Sprache er nun spricht. Der japanische Staatsmann und gewesene Ministerpräsident Fürst Katsura hat sich wiederholt dahin ausgesprochen, Deutschland sei seine zweite Heimat geworden, er verdanke ihm seine Bildung und damit einen guten Teil der Möglichkeit, für seine erste Heimat, Japan, erfolgreich wirken zu können. Ein gleiches Gefühl wird auch gebildete und erzogene Chinesen beseelen, die das Verständnis für den Wert derartiger Schulung besitzen. Das tritt weniger beim Staatsmann in praktische Erscheinung als beim Kaufmann und beim Ingenieur. Wenn dieser die Sprache eines Landes beherrscht, so besitzt er das Verständnis auch für die Waren des Landes der Sprache. Er kann ihre Anpreisungen, er kann ihre Gebrauchsanweisungen lesen, er kann die allgemeine und wissenschaftliche Literatur lesen, er kann sich selbst auf dem Laufenden über alle Entwicklungen halten, und die Kenntnis der Sprache erspart den fremden Importeuren und Verkäufern eine langwierige immer neue Propaganda ihrer Waren und deren Verbesserungen. Die Kenntnis der fremden Sprache ruft aber auch in dem Chinesen den Wunsch hervor, das Ursprungsland der Sprache kennen zu lernen, herauszukommen aus seiner engbegrenzten und im Alten erstarrten Heimat und sich selbst umzusehen. Er reist natürlich in das Land, dessen Sprache er wenigstens halb versteht, weil er sich dort wohler fühlt und ihn schon manche Fäden mit diesem Lande verbinden, dort aber lernt und sieht er Neues, und vor allem seine Bedürfnisse wachsen, der Komfort des täglichen Lebens, der ihn

umgibt, haftet in seiner Erinnerung. Und mag er noch so sehr in der alten Tradition untertauchen, wenn er in seine Heimat zurückgekehrt sein wird, mag er im Innern noch so sehr Chinese bleiben, gar vieles wird in ihm haften und er wird langsam auch andere über seine Erfahrungen belehren. Mit den Bedürfnissen aber steigt der Import zu ihrer Befriedigung und mit den Erfahrungen das Verständnis für eine Modernisierung des täglichen Lebens in China, für eine Erschließung des Verkehrs, für eine Ausnutzung der Bodenschätze. Alle diese Fragen durchdringen und ergänzen sich, alle führen sie zurück auf die Grundbedingung der Verbreitung der Sprache. Das kulturelle Moment der nationalpolitischen Interessiertheit, wie es Rohrbach nennt, der Schulbestrebungen in China, wandelt sich hier zu einem ganz nüchternen und kühlen handelstechnischen Rechenexempel um. Man wird die Rentabilität solcher Kapitalanlagen schwer berechnen können, man wird sie für einzelne Unternehmungen und Betriebszweige des Handelsgeschäfts überhaupt nicht nachweisen können, aber jeder, der die Verhältnisse auch nur einigermaßen zu überschauen sich bemüht, wird die Rentabilität auf die Dauer nicht leugnen können. Solche geschäftlichen Erwägungen machen es uns zur Pflicht, uns um das Schulwesen in China zu kümmern, denn die anderen Nationen, die als unsre Konkurrenten auf dem Weltmarkte auftreten, Amerika, England, Frankreich und Japan, haben den Satz: der Handel folgt der Sprache, vor uns erfaßt und praktisch angewendet, und für uns besteht deshalb eine um so dringlichere Notwendigkeit, wollen wir nicht ins Hintertreffen geraten und andere mühelos Boden gewinnen lassen, dessen Rückgewinnung uns doppelt schwer fallen müßte.

Freilich hängt der kulturelle Einfluß eines Volkes in China nicht einzig und allein von seiner Schule ab. Der deutsche Marine-Oberstabsarzt, der in Tsinanfu im dortigen von der Gentry unterhaltenen Schantung-Hospital arbeitet, in einem hübschen, von klarem Quellwasser malerisch umflossenen alten Tempel, und der dort seit nunmehr 6 Jahren chinesische Patienten behandelt, der übt in nahezu 300 Ordinationen und Besuchen im Tag eine Kulturtätigkeit aus, die gar nicht hoch genug gewertet werden kann. Hier beginnt auch schon so etwas wie Dankbarkeit bei den Chinesen aufzukeimen. Sie kommen nicht nur im akuten Erkrankungsfalle und ziehen zögernd den fremden Arzt zu Rate, woder einheimische zu versagen scheint, sie gewöhnen sich auch langsam daran, regelmäßig bis zur völligen Heilung wiederzukehren und dem fremden Arzt dadurch die Möglichkeit des genauen Studiums der Krankheit und ihres Verlaufes zu gewähren. Und der Brief, den chinesische Soldaten nach dem Ende der Revolution veröffentlicht haben und der dankbar der mutigen und entschlossenen, aufopfernden und hilfsbereiten Tätigkeit des deutschen Arztes in Nanking gedenkt, welcher

unbekümmert um Schlacht und Kampf nach den Verwundeten sich umsah und später im Lager aufkommende ansteckende Krankheiten bekämpfte, dieser Brief spricht auch dafür, daß die deutsche Kulturarbeit in diesen Fällen nicht ganz vergebens geleistet war. In solcher ärztlichen Tätigkeit wirken noch eine ganze Anzahl deutscher Herren in China, zum Teil auch in Missionen, und zum Teil sogar in nicht-deutschen Missionen, die ihnen ein gut Teil ihres systematischen Aufbaues verdanken. Es darf hier nur an den deutschen Arzt der amerikanischen Mission in Tsinanfu erinnert werden. In Tsingtau gewährt das vom allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsverein begründete und unterhaltene Faber-Hospital einer beträchtlichen Zahl chinesischer Patienten Unterkunft, in Schanghai arbeitet das Paulun-Hospital, das nach dem leider allzu früh verstorbenen ersten deutschen Arzte in Schanghai, Dr. Paulun, einem der tätigsten Vorkämpfer des Deutschtums in China, seinen Namen führt, in Schanghai wie in Hongkong haben sich die am Orte wohnenden deutschen Ärzte zu je einer Ärztesfirma zusammengeschlossen, die nicht nur den deutschen Gemeinschaften und den übrigen Ausländern, sondern vor allem auch den Chinesen große Dienste geleistet hat. Erst vor kurzer Zeit stiftete eine amerikanische Dame in ihrem Testamente der deutschen Ärztesfirma im englischen Hongkong einen hohen Betrag zur Begründung eines deutschen Hospitals! Mehr noch als von solcher ärztlichen Hilfe hängt der Einfluß in China von der Arbeit und der Persönlichkeit aller Deutschen ab, die sich dort mit Handelsgeschäften befassen. Das Verbot für die Fremden, im Inlande Handel zu treiben, drängt sie in wenigen Fremdenniederlassungen eng zusammen und gewährt den Chinesen dort die Möglichkeit des Vergleiches in Leben, Betätigung und Benehmen der verschiedenen Nationen. Besser als sie es bei einer Zerstreuung dieser wenigen tausend Fremden über ihr ganzes Riesereich vermöchten, können die Chinesen beurteilen, wie ihnen die Betätigung der Kultur seitens der einzelnen Nationen zusagt, und was für Aussichten und Möglichkeiten sie ihnen zu eröffnen scheint. Schärfer können sie erfassen, welche Menschen die spezifische Kultur eines Landes hervorbringt, um danach berechnen zu können, welchen Einfluß diese Kultur auf ihr eigenes Land haben würde. Jeder einzelne Deutsche ist auf so exponiertem Boden ein Vertreter der ganzen Bildung und Erziehung seines Landes. Es ist fraglich, ob er sich immer dieser allgemeinen Pflicht bewußt ist. Ku-Hung-Ming, der scharfsinnige Schriftsteller, der in der chinesischen Bildung ebenso sattelfest ist wie in der europäischen, schildert an einer Stelle seines Buches, das von Paquet deutsch herausgegeben ist, die in China lebenden Fremden, wie er sie sieht, wie sie unbekümmert um die Grundlagen der chinesischen Kultur immer nur dem Geschäfte nachjagen, zumeist ihre eigene Kultur

gar nicht kennen und verstehen und doch die chinesische, gleichfalls ohne sie zu kennen, verdammen, wie sie in sinnloser Überhebung sich als eine bevorrechtete Rasse ausgeben, der selbst der allergebildetste und feinste chinesische Gelehrte nicht das Wasser reichen könne. Ku-Hung-Ming meint an dieser Stelle die Engländer, aber sein Wort trifft alle Nationen, wenn er darauf antwortet: „Für diese Engländer der Aristokratenklasse ohne Ideen ist ein Chinese in schmierigen Kleidern mit einem Zopf und gelber Haut eben ein Chinese mit einem Zopf und gelber Haut, und weiter nichts. Der Engländer kann nicht durch die gelbe Haut hindurch das Innere sehen, das moralische Wesen und den geistigen Wert der Chinesen. Wenn er es könnte, so würde er unter anderem den Taoismus erblicken, mit Bildern von Feen und Genien, die den Göttern des alten Griechenlands nichts nachgeben. Er würde den Buddhismus finden und seinen Sang von unendlichem Leid, Mitleid und Gnade, so süß, traurig und tief, wie der mythische unendliche Sang des Dante. Und schließlich würde er den Konfuzianismus finden mit seinem „Weg des Edlen“, der, so wenig auch der Engländer davon ahnt, eines Tages noch Europas gesellschaftliche Ordnung ändern und seine Zivilisation zerbrechen wird.“ Ku-Hung-Ming fragt höhnisch, er möchte wissen, ob es unter den Fremden in China, die sich selbst Freunde Chinas nennen und das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, Aufklärung und Kultur nach China zu bringen, einen einzigen Menschen gebe, der imstande wäre, Worte eines bestimmten französischen Schriftstellers ins Chinesische zu übersetzen. Das mag recht übertrieben sein, denn es gibt derartige Fremde genug. Aber am bittersten und am wahrsten leider ist der Satz: „Meine Erfahrungen mit Fremden, die sich Freunde Chinas und der Chinesen nennen, haben den Satz des Dr. Johnson bestätigt: Patriotismus sei oft die letzte Zuflucht eines Schurken. Hier ist jedenfalls die Freundschaft für die Chinesen oft die letzte Zuflucht eines Europäers ohne Anstellung.“ Der chinesische Schriftsteller ist deutlich und schonungslos, aber der Kern seiner Ausführungen ist leider richtig. Und auch was die Deutschen, nicht nur, was die Engländer angeht, glauben wir zugeben zu müssen, daß sie sich nicht immer mit ihrer eigenen und mit der chinesischen Kultur so befassen, wie es auch neben den Handelsgeschäften möglich und richtig wäre. Es mag theoretisierend klingen, und die Deutschen in China mögen sich dagegen wehren, der Fremde, der nach China kommt und durch die einzelnen Niederlassungen reist, findet sehr schöne Klubbhäuser mit sehr gut gekühlten Getränken und eifrigen Domino- oder Billardspielern, es gibt auch Picknicks und Tanzereien und Feste genug. Aber von einer Fortbildung, wie sie heute das kleinste deutsche Städtchen seinen Bürgern in Vorträgen und Kursen gewährt, von winterlichen Vortragskursen für Deutsche und der Sprache kundige ge-

bildete Chinesen, von Bestrebungen des einzelnen jungen Kaufmannes, außerhalb seiner Berufstätigkeit sich mit der chinesischen Kultur zu befassen oder auch nur privatim für die Ausbreitung seiner eigenen Kultur durch wirklich guten chinesischen Verkehr zu sorgen, von derlei Dingen findet er erheblich wenig, wenn man auch hier das geistig nach Selbständigkeit und Einfluß strebende Tsingtau ausnimmt. Aber er findet, wenn er derartiges zur Sprache bringt, tausend Gegen Gründe, die ihm der Bequemlichkeit zu entspringen scheinen, ohne ihn zu überzeugen. Denn in der persönlichen Arbeit jedes Einzelnen, der zu privaten eigennützigen Zwecken in das ferne Land geht, der aber daneben doch das Verantwortlichkeitsgefühl haben sollte, Vertreter eines Volkes, einer Kultur zu sein, liegt die allerbeste Arbeit, die tiefere Wirkung erzielen kann als jede noch so intensive und mit noch so reichen Geldmitteln unternommene Schularbeit.

8. Die deutschen Schulen in China.

Wenn hier von den deutschen Schulen in China die Rede ist, so werden die Schulen, die zur Erziehung der deutschen Schulkinder in Ostasien bestimmt sind, kaum einer näheren Betrachtung bedürfen. Zwar sind auch sie nicht ohne kulturelle Bedeutung für die Ausbreitung des deutschen Gedankens. Die Gouvernementsschule in Tsingtau, die ihre Schüler nach dem Muster etwa des deutschen Reform-Gymnasiums erzieht, wird nicht nur von deutschen Schülern besucht, sondern zählt z. B. auch den Sohn eines englischen Missionars, der in Tsinanfu einer der hervorragendsten englischen Pioniere ist, zu seinen Schülern. Der Jahresbericht der deutschen Schule in Tientsin weist nach, daß von den 36 Schülern, die in das Schuljahr 1913 gingen, 28 Deutsche waren, 3 Amerikaner, je 2 Engländer und Russen und 1 Holländer. Die Kaiser Wilhelm-Schule in Schanghai, die jetzt in einem eigenen stattlichen Gebäude untergebracht ist und die, nebenbei bemerkt, durch die Einrichtung ihrer Elternabende mit belehrenden Vorträgen durch die Lehrer wenigstens etwas den Mangel geistiger Bestrebungen unter den Deutschen Schanghai auszugleichen sich bemüht, hat auch nicht-deutsche Schüler zur Erziehung. Wichtiger für unsere Zwecke sind diejenigen Schulen, die von Deutschland zur Erziehung von chinesischen Kindern errichtet worden sind oder errichtet werden sollen. Es handelt sich hier um verschiedene kleinere Schuleinrichtungen in Tsinanfu, Tientsin, Canton, Hankau usw. und um die größeren Anlagen der deutsch-chinesischen Hochschule in Tsingtau, der deutschen Medizinschule in Schanghai und der zu errichtenden technischen Mittelschulen in Schanghai, Canton, Hankau usw.

Gerade die Lage der kleineren Schulunternehmungen des Deutschtums in China ist nicht sehr rosig. Sie zeichnen sich alle zwar durch eine intensive Tätigkeit der Lehrer und durch eine hingebungs-volle eifrige Schularbeit, aber nicht durch übermäßig gute Schuleinrichtungen aus. Die deutsch-chinesische Schule in Hankau z. B., die eng und beschränkt in einem Mietshause untergebracht ist, kann nur die Höchstzahl von 60 Schülern aufnehmen. Diese Schüler bezahlen 4 Dollar Kostgeld und 3 Dollar Schulgeld, wofür sie dann freie Wohnung und Verpflegung erhalten. Sie sollen in drei Klassen auf das Technikum und die Medizinschule in Schanghai vorbereitet werden. Diese Schulen erfüllen also eine im Interesse der höheren deutschen Schulen wertvolle Aufgabe der Heranziehung des nötigen Schülermaterials, soweit es in den eigenen Sprachschulen der höheren Schulen nicht vorgebildet werden kann. Die Schule in Tsinanfu hat ungefähr 100 Schüler. Das Deutsche Reich bezahlt die drei deutschen Lehrkräfte, während die Schule durch ihre Schulgelder sich im übrigen selbst unterhält, d. h. ihre Schulräume selbst mietet und die chinesischen Lehrer bezahlt, auch Schulmittel anschafft usf. Auch diese Schule lehrt ungefähr das, was zum Programm der deutschen Mittelschule gehört und bereitet zum Besuch der deutschen höheren Schulen in China vor, wobei sie zwar das Chinesische selbst nicht in den Lehrplan aufgenommen hat, aber allerdings für diese Privatstudien ihrer Schüler Räume zur Verfügung stellt und das Studium des Chinesischen auf jede Weise unterstützt. Hier leben die Schüler zumeist außerhalb der Schule und bezahlen nur 3 oder 4 Dollar Schulgeld. Nur etwa 20 Schüler finden Unterkommen in der Schule selbst, wo sie nur 1 Dollar Miete bezahlen pro Monat und ihre Verköstigung dann selbst übernehmen.

Wie sehr nötig aber gerade die Ausbreitung eines Netzes von solchen kleineren Schulen ist und wie im Anschluß an sie gearbeitet werden kann, das zeigt die Museumseinrichtung, die die amerikanisch-englische Mission ganz in der Nähe der deutschen Schule in Tsinanfu geschaffen hat. Der Missionar Witeright hat dort etwas so Mustergültiges geschaffen, daß sich ein paar Worte darüber hier verlohnen. Er war sein eigener Baumeister und hat in einem recht gefälligen, das gute Europäische mit dem guten Chinesischen mischenden Stil sich nach und nach Ausstellungsgebäude errichtet, die schon äußerlich durch ihre Stattlichkeit auffallen. Die Gelder dazu flossen aus Stiftungen englischer Millionäre, die Mission selbst wurde mit ihren Mitteln gar nicht in Anspruch genommen. Die reinen Kosten der Erstellung der Gebäude mit den billigen chinesischen Materialien und Arbeitslöhnen schätzte der Schöpfer der Anlage auf 6500 £, die Einrichtung auf rund 3500 £, so daß er also mit dem bescheidenen Kapital von nur 200000 Mark gearbeitet hat. Herr

Witeright bezeichnete mir seine Aufgabe als sozial, erzieherisch und religiös. In seinem Museum gibt es offiziell keinen Unterschied zwischen den Nationen, seine Beispiele der Darstellung entnimmt er auch dem Leben aller Nationen aber das Amerikanisch-Englische wiegt schon der Sprache halber außerordentlich vor, zumal natürlich die Geschenke für das Museum hauptsächlich aus England und Amerika stammen. Herr Witeright und seine Frau mit einem jungen englischen Missionar und dessen Frau wirken als fremde Lehrer, ihnen gesellen sich 5 chinesische Lehrer bei. Das Museum selbst hat einen großen Empfangsraum, einen eigenen Empfangsraum für Damen, Lesezimmer und Bibliothek, und als Schönstes eine große Vorlesungshalle für etwa 500—600 Personen. An den Wänden dieser Halle werden die Bilder und Darstellungen stets gewechselt, so daß immer neue Dinge die Besucher anziehen. Ein Grammophon, ein Harmonium, ein Kinematograph befinden sich auf dem Podium in der Nähe des Vortragspultes. In den einzelnen Sälen des Museums wird nun versucht, den Chinesen einen Begriff von der Kultur und Produktion der westlichen Länder beizubringen. Alles, was Technik und Zivilisation geschaffen haben, gibt es hier, aber nicht in trockener Statistik oder in Bildern, sondern möglichst in Modellen, lebenswahren und lebendigen Darstellungen, die zumeist der Erfindung des Herrn Witeright ihr Entstehen verdanken und unter seiner Leitung von der Anstalt selbst angefertigt worden sind. Vom Schiffsmodell bis zu den verschiedensten architektonischen Musterbeispielen, von zoologischen oder biologischen Darstellungen bis zu einem kleinen Kohlenbergwerk, von Kleinmaschinen bis zur Darstellung des Lebens einer englischen Großstadt mit ihren Autos und elektrischen Wagen und Läden, Beleuchtungen und Straßenreinigungen ist alles, wirklich alles in diesem Museum vorhanden. Nach einfachen Ansichtskarten werden oft die Modelle gefertigt, nach Photographien auch, manches wird von den Fabrikanten gestiftet, geschickte Chinesenfinger fertigen Holzschnitzereien usf. Eine eigentliche Schule besteht bei diesem Museum nicht. Es werden nur alle Stunde im großen Vorlesungssaale zwanglose Vorträge gehalten, die an irgendein Bild, an irgendein herbeigeholtes Modell anknüpfen und gewöhnlich mit der religiösen Frage endigen. Ein lustiges Stück des Grammophons lockt dann die Besucher in die große Vorlesungshalle, ein ernsteres des Harmoniums löst es ab, und bald beginnt die ernstere Arbeit der Belehrung und Bekehrung. Im ersten Jahre seines Bestehens hatte dieses Museum 80000 Besucher, im folgenden Jahre stieg die Zahl auf 200000, um die Mitte des Jahres 1912 waren täglich schon ungefähr 1000 Besucher zu verzeichnen, an Sonnabenden auch 1500 Menschen. Die Landleute kommen von weither, um sich das Museum anzusehen, dessen Ruhm in der Schantungbevölkerung schon weit verbreitet ist. Wir haben hier

eine mit vollem Verständnis für das Chinesische aufgebaute Schöpfung, deren Erfolg gar nicht zu bestreiten ist, und vor allem: deren anglicisierender Erfolg nicht zu bestreiten ist. Es waren aber schon 7 Jahre dieser Wirksamkeit vergangen, bis man sich von deutscher Seite zu einer Nachahmung dieser vorzüglichen Methode entschloß. Der deutsche Schulleiter in Tsinanfu erließ einen Aufruf an die deutsche Industrie, ein ähnliches deutsches Unternehmen in Tsinanfu zu unterstützen durch Überlassung von Modellen, Präparaten, Produkten, Waren, Abbildungen, Mustern, Katalogen usf. Es ist erfreulich, daß dank weitgehendster Unterstützung dieser Aufruf Erfolg hatte und nun ein deutsches Museumsunternehmen in der für deutsche Interessen so wichtigen Schantung-Provinz im Entstehen begriffen ist. Aber kaum war der Gedanke richtig ausgesprochen, als auch schon der leidige deutsche Streit anging, ob man diese Anstalten besser Kulturmuseum oder Lehrausstellungen nennt, und wer eigentlich zuerst den Gedanken geäußert habe, der Schulleiter in Tsinanfu oder die Hochschule in Tsingtau, und wohin das Museum oder die Museen kommen sollten. Anstatt daß man sich mit aller Macht bei den leider so beschränkten Mitteln an einen Punkt geworfen und dort erst einmal etwas Richtiges, Imponierendes geschaffen hätte, kamen von allen Seiten Anregungen, in diese oder jene Stadt und den oder jenen Hafen eine derartige Anstalt zu legen, es kamen die üblichen Eifersüchteleien zwischen den einzelnen deutschen Niederlassungen, die schon oft so manches gestört und verhindert haben, und es fehlte die zielbewußte energische Persönlichkeit in der deutschen Heimat, die von Deutschland aus ein Machtwort spricht und ausgleichend auf die verschiedenen Interessen in China wirkt, da nun doch einmal in China selbst gegenwärtig eine solche Autorität nicht vorhanden ist. Gewiß ist es nötig, daß an sehr verschiedenen Stellen derartige Arbeit in dem Riesenreiche geleistet würde. Es ist auch bei beschränkten Mitteln und bei richtiger Verteilung der einlaufenden Spenden möglich, die Vorarbeiten zu einem künftigen Netz von Museen in den einzelnen Städten zu treffen, der Ausbau einer Anstalt muß aber zunächst großzügig durchgeführt werden, und es darf nicht durch unnötige Verzettelung erreicht werden, daß wir ein paar Durchschnittsanstalten, aber keine einzige mustergültige schaffen. Fließen die Mittel so reichlich, daß an vier oder fünf Stellen zugleich etwas Mustergültiges geschaffen werden kann, dann um so besser.

Auch die deutsch-chinesische Schule in Canton, die im Rahmen der kleineren Schulorganisationen noch zu erwähnen wäre, kommt, abgesehen von dem Reichszuschuß von 4000 Mark und der Bezahlung der europäischen Lehrer durch das Reich, mit eigenen Geldern eines eigens dazu in Canton gegründeten Schulvereins aus. Sie fördert ihre 30—40 Schüler so, daß sie ohne Vorprüfung in die Medizinschule in

Schanghai oder die Technische Hochschule in Tsingtau eintreten können. Hier wie in den anderen Schulen ist der finanziellen Opferfreudigkeit der deutschen Kaufleute für Schulzwecke zu gedenken.

Die vornehmste und größte Schulanstalt, die das Deutsche Reich in China geschaffen hat, ist die deutsch-chinesische Hochschule in Tsingtau, die am 25. Oktober 1908 feierlich eröffnet wurde und in der Zwischenzeit sowohl äußerlich in ihren Lehr- und Wohngebäuden, wie innerlich in ihrem Aufbau eine erfreuliche Entwicklung genommen hat. Ein großes Werk, ein gutes Werk nannte sie der greise Tschangtschitung beim Abschluß der deutsch-chinesischen Verhandlungen, auf Grund deren China sich verpflichtete, 40000 Mark einmalig zu den Errichtungskosten und 40000 Mark jährlich zu den Unterhaltungskosten der Schule zehn Jahre lang beizutragen, wofür es den von der Oberstufe abgehenden Schülern das Recht zum Besuche der chinesischen Reichsuniversität in Peking gab oder die Verwendung der nicht mehr das Universitätsstudium wünschenden Schüler im chinesischen Staatsdienste vorsah. Die Hochschule ist gegliedert in eine Unterstufe und eine Oberstufe, denen beide eine Übersetzungsanstalt gemeinsam ist. Die Unterstufe ist mehr eine Vorbereitungsvorschule, die in einem fünfjährigen Lehrgang junge Chinesen, die im Mindestalter von 13 Jahren eintreten können, zu einer Abschlußprüfung mit der Berechtigung zum Eintritt in die Oberstufe vorbereitet. Die Schüler werden vom Provinzialschulrat in Tsinanfu überwiesen oder müssen durch eine Aufnahmeprüfung ihre Befähigung für die Unterstufe nachweisen, wo sie in chinesischer Sprache und Wissenschaft, in deutscher Sprache, in Rechnen, Algebra, Geographie und Geschichte, Naturbeschreibung, Gesundheitslehre, Physik, Chemie, Botanik und Zoologie, Zeichnen, Turnen und Musik unterrichtet werden, dabei freiwillig noch Stenographie und englische Sprache erlernen können. Die Oberstufe besteht dann aus vier Abteilungen, die man auch Fakultäten nennen könnte: einer rechts- und staatswissenschaftlichen, einer naturwissenschaftlich-technischen, einer forst- und landwirtschaftlichen und einer medizinischen. Es ist selbstverständlich, daß diese vier Abteilungen natürlich mit den vier Fakultäten deutscher Universitäten nicht zu vergleichen sind, wie überhaupt Hochschulen in China viel weniger Stätten der wissenschaftlichen Forschung und Forschungsanleitung vorderhand werden können, sondern sich auf die rein schulmäßige Übertragung vorhandenen Wissensstoffes zu beschränken haben, was die eigene Forschertätigkeit der lehrenden Professoren zwar nicht ausschließt, aber doch zu keiner Bedingung des Lehramtes macht, für das in erster Linie pädagogische Fähigkeiten nützlich und notwendig sind. Die vier Abteilungen schließen sich also auch in dem, was gelehrt wird, dem chinesischen Bedürfnis und dem chinesischen Verständnis an, sie werden ihre volle Tätigkeit

erst entfalten können, wenn die Unterstufe einen gründlich vorbereiteten Stamm von Schülern liefern kann, der auch mit wirklichem Verständnis dem Vortrag zu folgen versteht. Erst in der Praxis wird ein Einleben von Lehrern und Schülern in die Eigenart des anderen erfolgen, das gründliche Erfolge verbürgt. Deshalb ist der Schule vor allem eine Stabilität ihres Lehrpersonals zu wünschen, die jetzt nach manchen anfänglichen Kinderkrankheiten, deren Geschichte hier nicht erst aufgerollt werden soll, verbürgt zu sein scheint. Die Schule, die mit Lehrmaterial gut versehen ist und an der neben fünf chinesischen Lehrkräften jetzt 17 deutsche Lehrer unterrichten, hat an Stelle der ursprünglichen Artillerieställe und Baracken, in denen sie untergebracht war, jetzt moderne Alumnote bekommen und erhält eben jetzt ein modernes Vorlesungsgebäude, sie ist einfach, aber praktisch und ausreichend ausgestattet, und ihr Schülermaterial berechtigt, nach den bisherigen Erfahrungen zu schließen, zu den schönsten Hoffnungen. Die Schüler bezahlen in der Unterstufe 35, in der Oberstufe 50 Dollar monatlich und bezahlen außerdem 6 Dollar monatlich für volle Verköstigung. Wesentlich für die Anstalt ist, daß satzungsgemäß religiöse Propaganda von der Anstalt ausgeschlossen ist. Das Übersetzungsbureau der Hochschule hat in der Herausgabe deutsch-chinesischen und chinesisch-deutschen Lehr- und Lesematerials schon Erhebliches geleistet, und eine deutsch-chinesische Rechtszeitung, die von den Dozenten der Abteilung herausgegeben wird, bietet auch schon Keime zur künftigen Fortentwicklung der Hochschule von einer Lehr- zu einer Forschungsanstalt, ihre Bücherei ist schon auf einen guten Stand gebracht worden, wobei freilich erwähnt werden darf, daß die kostenlose Überweisung deutscher Zeitungen und Zeitschriften, insbesondere illustrierter Zeitschriften, in die Lesesäle, deutscher Bücher jeglicher Art in die Bücherei, dieser Schule wie auch den anderen deutschen Anstalten in China großen Nutzen bringen würde. Wertvoll ist, daß die technische Abteilung sich in einem Demonstrationssaal auf maschinentechnischem Gebiet eine Art Kleinmuseum geschaffen hat, wie es in größerer Ausdehnung und auf breiterer mehr populärer Basis in Anlehnung an das englische Beispiel in Tsinanfu schon oben gewünscht worden ist. Den Chinesen reizt viel mehr als das theoretische Lernen der praktische Anschauungsunterricht, der an Modellen und lebenswahren Darstellungen und Maschinen erteilt wird. Ein Pflug, in der praktischen Wirksamkeit dargestellt, ein arbeitendes Lokomotivmodell, eine in der Tätigkeit befindliche Dampfmaschine ziehen ihn mehr an als tausend Abbildungen. Deshalb wird die Maschinenausstellung, wie sie schon jetzt in der Abteilung der Hochschule vorhanden ist, zunächst einmal für das Schülerpersonal ein wertvoller Bestandteil sein, sie kann aber weiter vor allem in Verbindung mit kinematographischen Vorführungen und Darstel-

lungen bei geschickter Arbeit auch in populären Vorträgen für die erwachsenen Einwohner Tsingtaus und des Schutzgebietes in den Dienst der deutschen Sache gestellt werden und wird noch mehr Wirksamkeit ausüben, wenn es erst einmal gelänge, in billigen Extrazügen die Bewohner der inneren Provinz planmäßig und möglichst oft ins deutsche Schutzgebiet zu führen und sie dort bei billigster Verpflegung einige Tage festzuhalten, um ihnen die deutsche Wirksamkeit vor Augen zu führen. Für derartige weitausschauende Pläne fehlen vorderhand bei uns die Mittel, sie brauchen aber nicht in aller Zukunft zu fehlen. Gerade die naturwissenschaftlich-technische und die land- und forstwirtschaftliche Abteilung der Hochschule können dann über ihr eigentliches Betätigungsfeld hinaus Hervorragendes im Interesse des Deutschtums leisten. Wird erst das landwirtschaftliche Versuchsfeld vor der Anstalt ausgebaut, der Lehrstall vervollständigt sein, wird man praktisch dem so sehr konservativen und beim Alten verharrenden Chinesen Düngung und Kreuzungsergebnisse vor Augen führen können, dann werden gerade in dem landwirtschaftlich so wichtigen armen Schantung durch Verbesserung der landwirtschaftlichen Methoden und intensivere Wirtschaft von Deutschland segensreiche Wirkungen ausgehen.

Die zweite deutsche Schule, die sich beträchtlicher Erfolge in ihrer Tätigkeit rühmen darf, ist die deutsche Medizinschule in Schanghai, der es gelang, im letzten Jahre die drei ersten chinesischen, vollkommen nach deutschem Muster ausgebildeten Ärzte nach einer strengen Prüfung zu entlassen (die drei Herren haben sich in Schanghai selbst zusammen niedergelassen und üben dort ihre nach mir gewordenen Mitteilungen recht starke Privatpraxis gemeinsam aus). Die Errichtung dieser Anstalt ist privaten Mitteln zu verdanken, die durch die Initiative der Berliner Deutsch-Asiatischen Gesellschaft und ihres Kulturausschusses zusammengekommen sind, wobei ein Beitrag der Koppelstiftung mit 21000 und ein Reichsbeitrag von 30000 Mark eine mühsame Balancierung des Etats ermöglichen. Die Organisation dieser Anstalt gleicht der Tsingtauer Hochschule insofern, als die Unterstufe hier durch eine Sprachschule dargestellt wird, während die Oberstufe aus Vorklinikum und Klinikum besteht. Rein äußerlich machen aber die Gebäude dieser Schule einen weit weniger imponierenden Eindruck als die der deutsch-chinesischen Hochschule in Tsingtau, und das scheint gerade im Hinblick auf die Vergleichsmöglichkeiten mit anderen fremden, englischen und amerikanischen Schulen in Schanghai bedauerlich. Das alte Alumnat der Schule ist selbst für bescheidene Ansprüche infolge der mangelhaften Geldmittel allzu unansehnlich gewesen, die neuen Bauten, die im Laufe des letzten Jahres erstellt worden sind, ein Lehrgebäude für das Vorklinikum mit Vorlesungs- und Sezierraum, Vorbereitungs- und Dozentenzimmer, Sammlungsraum und Dunkelkammer

und das zweite Alumnat für 60 Schüler, das später für 120 Schüler erweitert werden soll, haben das äußere Ansehen des Komplexes der deutschen Medizinschule wenigstens etwas gehoben. Daß auf demselben Grundstück jetzt das Gebäude für die erste technische Mittelschule in China errichtet worden ist und daß die Sprachschulen beider Anstalten künftig gemeinschaftlich sein werden, kommt dem deutschen Schulinteresse in Schanghai durchaus entgegen und wird äußerlich das Ansehen der deutschen Schultätigkeit nur heben. Freilich darf man nicht vergessen, daß das eigentliche Klinikum der Schule nicht mit ihr verbunden ist, sondern in dem den deutschen Ärzten Schanghai gehörigen Paulun-Hospital abgehalten wird. Neben diesem Hospital besitzt die deutsche Medizinschule auch ein Haus, das 16 chinesischen Studenten als Wohnhaus dient. Auf die etwas verwickelten Verwaltungsverhältnisse der deutschen Medizinschule soll hier nicht eingegangen werden, nur das ist zu betonen, daß sie ihren Bestand der Opferfreudigkeit der deutschen Ärztesfirma in Schanghai verdankt (die in Schanghai lebenden sechs deutschen Ärzte, von denen allerdings einer immer auf Urlaub sein muß, haben sich zu einer Ärztesfirma zum gemeinschaftlichen Betrieb der Praxis zusammengeschlossen), die ihre Arbeitskraft unentgeltlich in den Dienst dieser idealen Sache stellen.

Das darf besonders von dem Leiter der Schule und der Seele des Ganzen, dem Nachfolger Pauluns, Dr. von Schab, hier gesagt werden. Der Zweck der Schule, so heißt es in ihrem letzten Jahresberichte, ist nicht nur die Ausbildung von praktischen Ärzten, sondern „ihr Hauptziel ist, Pioniere für sorgfältige naturwissenschaftliche Bildung zu schaffen in einem Lande, wo auch der Gebildetste noch von finsternen mittelalterlichen Ideen durchsetzt ist, wo nur bei ganz wenigen — wohl der größte Teil dieser ist auf ausländischen Schulen groß geworden — das Vermögen guter Beobachtung von Vorgängen in der Außenwelt und der Drang zur Erkenntnis vorhanden ist“. Die Tätigkeit gerade dieser Medizinschule hat mit einem direkten Handelsinteresse wenig zu tun. Wenn den technischen Schulen und Handelsschulen in China vielleicht ein direkter Einfluß auf die Chinesen und auf den chinesisch-deutschen Handel infolge von Maschinen- und Warenbestellungen zukommt, so wird das von der Medizinschule mit ihrer rein geistigen Wirksamkeit kaum zu beweisen sein. Um so mehr ist diese Schule, eine Vertreterin des deutschen Idealismus in China, ein Ausdruck deutscher reiner Kulturbetätigung in China, der Unterstützung würdig, deren sie in hohem Maße bedarf. Denn ihr Etat ist auf höchst schwankendem Grunde gebaut, und wenn auch die jetzt errichtete technische Mittelschule die Kosten der Sprachenschule erleichtern hilft — es darf angenommen werden, daß diese Kosten der Sprachenschule in Zukunft nicht einfach halbiert werden, sondern entsprechend den sicherlich bedeutend zahl-

reicher kommenden Schülern für die technische Schule in einem entsprechend höheren Verhältnis von der technischen Schule getragen werden —, so ist doch für die Medizinschule selbst noch reichlich zu tun. Es fehlt noch durchaus an den inneren Einrichtungen und Instrumenten, die auch diese Anstalt zu einer Musteranstalt Deutschlands in China machen könnten. Zur Ausgestaltung des Klinikums wären noch etwa 6000, für das Vor-klinikum 5000, für die Pathologie 12000, für die Bakteriologie 6000, für den Tierstall 2000, zusammen also über 30000 Mark nötig, um dringend erscheinende einmalige Anschaffungen zu leisten. Was aber im Zusammenhang mit der Medizinschule vor allem nötig erscheint, ist eine bessere Unterstützung des deutschen Paulun-Hospitals, das ja den Studenten als klinische Vorbereitungsstätte dient. Dieses nun seit dem Jahre 1899 bestehende Institut hat dauernd mit Geldnot zu kämpfen, seit dem Jahre 1910 gewährt wenigstens die Internationale Niederlassungsmunizipalität jährlich 1000 Taels Beihilfe in Anerkennung der Leistungen des Hospitals für arme Kranke. Die Mitbenutzung des Hospitals durch die Klinikumsstudenten der Medizinschule hat aber bald bewiesen, daß alle Räume zu klein sind, die Poliklinik, der Operationsraum, der Raum für Augenranke sind zu eng und beschränkt, und an Stelle eines einstöckigen Gebäudes muß ein modernes dreistöckiges treten, das Platz für eine innere und eine chirurgische Poliklinik, Operationsräume und Krankenzimmer schafft. Die Kosten allein des Rohbaues aber werden über 70000 Mark ausmachen, und die Inneneinrichtung wird weitere Mittel erfordern. Es sollte eine Ehrenpflicht insbesondere der deutschen Ärztevereinigungen in der Heimat sein, den Kollegen, die draußen in China als Pioniere deutscher ärztlicher Wissenschaft eine entsagungsvolle und opferbereite Tätigkeit ausüben, beizuspringen und die deutsche Medizinschule und das Paulun-Hospital in Schanghai durch reiche Geldmittel in den Stand zu setzen, wirklich eine deutsche Musteranstalt zu werden. Gerade in Schanghai, dem Zentrum der Bildungsbestrebungen aller fremden Nationen, dem Zentrum außerordentlich prächtig gebauter und ausgestatteter fremder Schulen, sollte Deutschland nur mit mustergültigen Anlagen vertreten sein, die zusammen mit deutscher Gründlichkeit und Gelehrsamkeit einen Erfolg verbürgen, der Deutschland den anderen Nationen gegenüber zum mindesten als ebenbürtig erscheinen läßt.

Diese Erwägung hat es wohl auch mit veranlaßt, daß die erste technische Mittelschule, die von Deutschland aus in China errichtet wird, nach Schanghai gekommen ist. Schanghai ist immer noch als Eingangs- und Ausfuhrhafen an der chinesischen Küste überragend, ist die internationalste aller internationalen Hafenstädte an der chinesischen Küste. Zwar ist der englische Einfluß überwiegend groß, und das etwas großstädtisch europäisch angelegte Leben der

Hafenstadt ist auch ruhigem intensivem Schulbetrieb nicht gerade hervorragend günstig. Immerhin übt es aber auf die Chinesen erhebliche Anziehungskraft aus, und es läßt sich wohl rechtfertigen, gerade hier eine Schule technischer Art zu errichten, weil für deren ausgebildete Schüler auch in Shanghai selbst der Arbeitsmarkt groß genug ist, um ihre Kenntnisse verwerten zu können. Der Wunsch, der hart bedrängten Medizinschule beizuspringen und dem deutschen Schulsystem rein äußerlich einen imponierenderen Anstrich zu geben, war gleichfalls mitbestimmend und berechtigt. Im Jahre 1911 wurde in Deutschland ein Fond von nahezu $1\frac{1}{2}$ Millionen Mark zusammengebracht, der zur Errichtung und Unterhaltung technischer Mittelschulen in China bestimmt war. Die erste dieser Schulen ist jetzt in Schanghai errichtet worden, die zweite wird in Hankau folgen, für eine dritte ist Canton, für eine vierte jedenfalls Tientsin vorgesehen. Eine gleichmäßige Einrichtung dieser Schulen wird sich bei der Verschiedenheit der Landesteile, in denen sie errichtet werden sollen, nicht empfehlen, in Canton z. B., wo kommerzielle Instinkte des Südchinesen besonders ausgebildet sind, wird eine kombinierte technische und Handelsschule das Richtige sein, weil ja bei allen Schulen in China die praktische und rasche Verwertbarkeit des Gelernten als die Hauptsache erscheint. Auch diese Schulen werden in der Hauptsache aus einer Sprachschule und einer technischen Oberstufe bestehen, die in praktischer Tätigkeit an Modellen und Maschinen eine Ausbildung ungefähr eines deutschen Technikers gewährt, der mehr als etwa der wissenschaftlich gebildete Ingenieur in China zur industriellen Erschließung des Landes zu fehlen scheint. Nur ist es nötig, nicht mit der Errichtung der weiteren technischen Schulen in China zu warten, bis die Erfahrung der ersten Schule vorliegt, obgleich bei solchem Vorgehen vielleicht etwas an Geld gespart werden könnte. Zur schrittweisen Errichtung solcher Schulen ist aber die Zeit zu spät, die Konkurrenz anderer Länder, insbesondere der neuen englischen Hochschule in Hongkong, zu groß geworden. In dem Süden und der Mitte Chinas, in Canton und Hankau, sicherlich aber auch in Tientsin, wo der deutsche Handelseinfluß ja in erfreulichem Wachstum begriffen ist, müssen solche Schulen rasch errichtet werden, wollen wir in dem Kampf um den ersten Platz bei der Erschließung Chinas nicht zurückbleiben. Wenn hier einer raschen und in gewissem Sinne dezentralisierten Errichtung deutscher Mittelschulen in China das Wort geredet wird, so richtet sich das durchaus nicht gegen die in der deutschen Lehrerschaft Chinas zum Ausdruck gebrachten Tendenzen nach einer Zentralisierung des Lehrbetriebes. Diese Bestrebungen gehen hauptsächlich auf Vereinheitlichung des Lehrplanes und Fühlungnahme mit der Systematik und dem Schulbetriebe der Missionen, sowie auf Schaffung geeigneter

Lehrmittel usf. aus, und sie sind sicherlich in hohem Grade berechtigt, selbst wenn es sich herausstellen sollte, daß die psychologische Verschiedenheit der einzelnen Landesteile in China doch in der Praxis verschiedene Lehrmethoden und verschiedene Lehrmittel erfordern sollte. Die deutschen Lehrer, die schon zwei Lehrerkonferenzen in Tsingtau abgehalten und sich in der „Ostasiatischen Lehrerzeitung“ ihr eigenes Organ zum Meinungs austausch geschaffen haben, müssen sicherlich zuerst die systematischen Grundlagen für ihre Arbeit schaffen und müssen ihre Lehrmeinungen untereinander austauschen, gerade weil die deutsche Lehrtätigkeit im Osten noch so sehr jungen Datums ist. An je mehr Schulen diese Erfahrung aber gewonnen werden kann, und je rascher diese Schulen errichtet werden, desto besser ist es, und es wird diesen Schulen sicherlich nichts schaden, wenn sie nicht mit konsularisch-bureaucratischer Zentralisierungswut von Schanghai aus ins Leben gerufen werden, sondern unter dem Einfluß der deutschen amtlichen Vertretungen und vor allem der kaufmännischen Kreise der Orte entstehen, wo sie wirken sollen.

Freilich wird den mit amtlichen oder privaten Mitteln arbeitenden deutschen Schulen in China nicht alle Schulpflicht des Deutschtums im Osten aufgebürdet werden können. Dazu fehlen vor allem die Mittel. Deutschland sollte sich aber mehr als bisher und losgelöst von allen Vorurteilen, die seine konfessionelle Zerrissenheit mit sich bringt, der Missionsschulen zur Ausbreitung seiner Kultur und seiner Sprache bedienen. Hierin sind uns die anderen Nationen weit voraus, sowohl was die Schulen, wie was die Mittel ihrer Schulen angeht. Die Missionen dürfen an Stätten im Landinnern arbeiten und Grundstücke erwerben, die nach der bestehenden Ordnung den Kaufleuten und übrigen Fremden verboten sind. Das begründet, daß sie viel tiefer in das Landinnere eindringen können, viel unmittelbarer und eindringlicher zum wirklichen Volke gelangen, als das in den Hafenstädten möglich ist. Schon dieser Gesichtspunkt müßte also dazu führen, daß man sich auch dieses Instrumentes bedient, um Fühlung mit chinesischen Kreisen zu gewinnen.

Bevor an dieser Stelle des Schulwesens gedacht wird, das sich im Anschluß an missionarische Tätigkeit in China entwickelt hat, ist einer segensreichen Arbeit zu gedenken, die von den Jesuitenpatres und unter ihnen von vielen deutschen Jesuitenpatres, in China geleistet worden ist. Seit dem Ende der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts haben Jesuiten in Zikawei nahe der Handelsmetropole Schanghai meteorologische Beobachtungen angestellt, seit dem Ende der siebziger Jahre besteht dort eine ordentliche Station. Der furchtbare Taifun der Juli- und Augusttage 1879, der unendliche Verheerungen in Schanghai anrichtete und der eine ausgezeichnete Beschreibung und

meteorologische Erklärung durch den Observatoriumsleiter Pater Dechevrens erfuhr, lenkte auch die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf die Arbeit der unter französischer Leitung stehenden Jesuitenmission, 1883 entstand in Zikawei ein ordentliches Gebäude, und seit jener Zeit ist von diesem Orte aus in nie ermüdender emsiger Tätigkeit ein unberechenbarer Schaden der gesamten Schifffahrt und insbesondere der deutschen Schifffahrt verhindert worden. Es ist dort ein mit vorzüglichem Meldedienst aus ganz Ostasien versehener Wetterdienst eingerichtet, der bereitwilligst und unentgeltlich der internationalen Schifffahrt zur Verfügung gestellt wird. Wenn auch heute die deutsche Schifffahrt in mancher Hinsicht unabhängig von diesem Dienste geworden ist dadurch, daß der Flottenverein für das Ausland auf einem Berge Tsingtaus ein eigenes vorzüglich eingerichtetes und gut geleitetes Observatorium gebaut hat, das an Beobachtung und Sturmwarnung sowie in der Prüfung der nautischen Instrumente für die Marine und die Handelsflotte wesentliche Dienste leistet, so darf deshalb doch nicht vergessen werden, daß jahrelang der Mangel eines deutschen Institutes durch das Jesuiten-Observatorium in Zikawei ersetzt worden ist, daß bei der Einrichtung der deutschen Station in Tsingtau auch seine Hilfe und Ratschläge gewährte. Die deutsche Marine hat diesen Dienst stark in Anspruch genommen. Von 363 Wetterberichten und Taifun-Warnungen, die in es den Jahren 1900 bis 1903 gab, hat sie 298 empfangen, von den wissenschaftlichen Veröffentlichungen und Bulletins haben die Führer der deutschen Schiffe ausgiebigen Gebrauch gemacht, die Tätigkeit der deutschen Herren dieser Anstalt war öfters der Gegenstand lobender Erwähnung in der deutschen Kolonie Schanghai und auch im deutschen Reichstage. Der Würzburger Pater Scherer, der sich durch deutschen Unterricht an chinesischen und auch französischen Schulen in China ausgezeichnet hat, der dem deutschen Arzte Dr. Paulun bei der Einrichtung der ersten deutschen klinischen Anstalten in Schanghai half und während der Boxerunruhen und der militärischen Besetzung Schanghais sich besonders um die deutschen Besatzungstruppen verdient machte, deren Truppenlager ganz in der Nähe Zikaweis gelegen war; neben ihm der hervorragende Sinologe, der Schlesier Pater Tschepe, dessen Mitarbeit der deutschen Zeitung Schanghais so sehr zu statten kam, einer der ausgezeichnetsten lebenden Orientalisten Pater Dahlmann, Pater Beck, der Leiter der Handwerkerschule der Mission, in der neben Zeichnungen und Entwürfen prächtige Holzschnitzereien kirchlichen und weltlichen Charakters gefertigt werden, und andere können als hervorragend gebildete und wirksame Vertreter des Deutschtums in China gelten.

Was nun die Tätigkeit der Missionen in China angeht, so sei hier natürlich von der rein seelsorgerischen und propagandistischen Tätigkeit

und Betätigung der Missionen abgesehen. Von den protestantischen Missionen, die in China sich betätigen, sind die folgenden zu nennen: Der allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein arbeitet in China mit 5 Missionaren, unter denen ein Arzt und eine unverheiratete Missionarin sich befinden. Die Arbeit erstreckt sich auf Tsingtau und Schanghai. Im Dienste dieser Mission steht der bekannte Sinologe Pfarrer Wilhelm in Tsingtau, der sich durch die Sammlung „die Religion und Philosophie Chinas“ einen Namen gemacht hat, in der er die klassische Philosophie, den späteren Confucianismus sowie den Taoismus und die Sekten durch Übersetzungen nach dem Original in Deutschland verständlich machen will. In dieser Mission arbeitet auch der bereits zitierte Pfarrer Schüler, der Verfasser einer „Geschichte Chinas“. 26 chinesische Lehrer, Ärzte und Heilgehilfen schließen sich ihnen an. Über das Seminar in Tsingtau wird berichtet, daß es mit 130 Schülern im Jahre 1911 seinen höchsten Besucherstand erreichte, im Jahre 1912 aber mit 160 Schülern das Schuljahr begann. Durch größere Sammlungen in Deutschland wurde es ermöglicht, der ersten Missionsmädchenschule, der Me-I-Schule, die mit 3 Klassen für Mädchen ohne vorhergegangenen Schulunterricht bestimmt ist, eine höhere Schu-Fan-Schule mit sechsjährigem höheren Kursus anzugliedern, die die Absolventen der ersten Schule weiter ausbildet. Dieser erste Versuch einer systematischen Einwirkung auf die heranwachsende weibliche Jugend Chinas ist besonders beachtenswert für die gesamte Schultätigkeit in China, weil von seinem Erfolg wohl auch die künftige nichtmissionarische Betätigung in dieser Richtung abhängt. Diese Mission unterhält auch das bereits genannte Faber-Hospital. Die höhere Mädchenschule hat übrigens Raum für 60 in der Schule wohnende Schülerinnen. Die Schülerinnen bezahlen nur 20 Dollar pro Jahr Schulgeld und 40 Dollar Verpflegungsgeld, es gibt zudem noch Stipendien für Mittellose.

Die evangelische Missionsgesellschaft zu Basel arbeitet in China mit 44 Missionaren, unter denen 3 Ärzte und 3 unverheiratete Missionarinnen sind, hauptsächlich in der Kuantung-Provinz von Hongkong aus und im Hinterlande von Swatau. Etwa 25 der Missionare sind verheiratet. Die Zahl der Schüler wird mit 1789 angegeben. Mit dem Schulwesen beschäftigen sich 7 Missionare, denen 81 eingeborene Lehrer unterstehen. Die für das Jahr 1912 ausgesetzten Geldmittel umfaßten an Lehrergehältern 16495 Dollar, für Knabenanstalten 4695 Dollar und für Mädchenanstalten 3091 Dollar, wobei die Baukosten nicht einbezogen sind.

Die Rheinische Missions-Gesellschaft betätigt sich mit 16 Missionaren, unter denen ein Arzt und 3 unverheiratete Missionarinnen sind, hauptsächlich in Hongkong, Canton und überhaupt in Kuan-

tung. Sie unterhält 33 Volksschulen, unter denen eine gehobene Volksschule sich befindet und eine gehobene Mädchenschule, die beide Internate haben. Ferner gibt es eine Mittelschule und ein Predigerseminar. An diesen Schulen sind 21 Lehrer und 14 Lehrerinnen tätig, unter ihnen 5 europäische Lehrkräfte. Die Zahl der Schüler wird mit 755 angegeben, 518 Knaben und 237 Mädchen, wozu noch 30 Mittelschüler und 9 Seminaristen kommen. An Geldaufwendungen waren für 1913 im ganzen 7273 Dollar vorgesehen, wobei man auf etwa 1000 Dollar Einnahmen aus Schul- und Kostgeld rechnete. Nicht eingeschlossen in diese Summe sind die Gehälter der europäischen Lehrkräfte.

Die Liebenzeller Mission arbeitet vorwiegend in der Hunan-Provinz, wo sie eine Blindenschule mit 14 Schülern, eine Frauenschule mit 9 und eine Kostschule mit 7 Schülerinnen unterhält, dazu 4 Tageschulen mit 45 Schülern und 21 Schülerinnen. Es gab im ganzen 9 europäische und 10 chinesische Lehrkräfte. Im Laufe des Jahres 1912 ist eine weitere Tagesschule eröffnet worden. Die Geldaufwendungen betragen ungefähr 2500 Mark, ohne die Entschädigung der europäischen Lehrkräfte. Im ganzen arbeitet die Mission mit 24 Missionaren, unter denen 12 unverheiratete Missionarinnen sich befinden.

Für die Berliner Missions-Gesellschaft waren 34 Missionare, darunter 6 unverheiratete Missionarinnen, in Schantung und in Kuantung tätig und berichteten in ihrem Jahresbericht von erfreulichem Wachstum des Schulwesens. Im ganzen spricht der Bericht von 81 Elementarschulen mit 1413 Schülern und 331 Schülerinnen. Es bestanden 5 Nebenklassen (Abend- und Nähschulen) mit 198 Schülern und 5 Mittelschulen mit 186 Schülern, sowie 2 Seminare mit 35 Schülern.

Die Kieler Mission betätigt sich mit einem Missionar und 2 unverheirateten Missionarinnen im wesentlichen in Südchina, und zwar in Pakhoi, wo sie 5 Knabenklassen und 3 Mädchenklassen als Elementarschulen unterhält, einzelne befähigte Schüler aber auch in der deutschen Sprache unterrichtet. 5 chinesische Lehrer und 4 chinesische Lehrerinnen sind als Hilfskräfte tätig. Insgesamt hat die Mission etwa 90 Knaben und 50 Mädchen als Schüler.

Zu erwähnen ist hier noch das Waisenhaus in Hongkong, das vom Berliner Findelhaus durch 3 Missionarinnen und 1 Missionar unterhalten wird, die Tätigkeit der deutschen China-Allianz-Mission, die mit 22 Missionaren, darunter 7 Missionarinnen in Tschekiang und Kiangsi arbeitet, die evangelische Vereinigung, deren 7 Missionare (2 Ärzte und 3 unverheiratete Missionarinnen) in Hunan arbeiten, die deutsche Frauen-Missions-Union, deren 2 unverheiratete Missionarinnen in Setschuan tätig sind, die Hildesheimer Blinden-Mission, für die 4 unverheiratete Missionarinnen ein Blindenheim in Hongkong unterhalten. Angaben über die Schultätigkeit dieser zuletzt

genannten Missionen waren leider nicht zu erhalten, die Zahlen sind einer Zusammenstellung des Ostasiatischen Lloyd entnommen, der im September 1912 für China 165 deutsch-evangelische Missionare berechnete (davon 7 Ärzte, 45 unverheiratete Missionarinnen und 87 verheiratete Missionare), doch sind hier die in nichtdeutschen Missionsgesellschaften arbeitenden deutschen Missionare nicht gerechnet. Eine Zusammenstellung der deutschen Vereinigung in Schanghai berechnet die Zahl der protestantischen Schulen in China auf

	Volksschulen		Mittel- und Hochschulen	
	Schulen	Schüler	Schulen	Schüler
englische	1445	30 303	241	7 552
amerikanische	1992	44 354	286	23 040
deutsche	164	4 682	15	523

Schärfer als durch diese Zusammenstellung kann die Unterlegenheit Deutschlands auf diesem Gebiete der Tätigkeit nicht dargestellt werden. Es fehlt allerdings an ausreichenden Nachrichten, in welchem Umfange an sämtlichen Missionsschulen die fremde Sprache, insbesondere an den deutschen Missionsschulen die deutsche Sprache gelehrt wird. Dieses Unterrichtsfach gilt durchaus nicht als selbstverständlich, in den Elementarschulen kann natürlich davon nicht die Rede sein, aber auch in den Mittelschulen scheint es daran noch manchmal zu fehlen.

Für die Katholischen Missionen konnte ich selbst Material in diesem Umfange nicht sammeln, ich entnehme die nötigen Zahlen und Angaben daher einem ausgezeichnet informierenden und auf einem außerordentlich reichhaltigen Quellenstudium beruhenden Artikel des Missionars Schwager in der „Zeitschrift für Missionswissenschaft“ (1912, 3. Heft). Darnach sind rein deutsche katholische Missionsunternehmungen fast nur in Schantung vorhanden, und zwar sind es die deutschen Franziskaner, die 29 deutsche und 23 einheimische Priester haben, 9 ausländische Laienbrüder und 6 Schwestern, 97 einheimische Lehrer und 81 einheimische Lehrerinnen, sowie 14 Seminaristen. Es gibt bei ihnen 122 Volksschulen mit 1079 Schülern und 1061 Schülerinnen, 24 höhere Schulen mit 182 Schülern und 145 Schülerinnen, 5 Waisenhäuser mit 1035 Zöglingen, 1 Spital und 2 Apotheken. Die Steyler Missionare haben 65 deutsche und 12 einheimische Priester, 13 deutsche Laienbrüder und 36 deutsche Schwestern, dazu kommen 103 einheimische Lehrer und 9 Lehrerinnen, sowie 81 Seminaristen. An 72 Volksschulen gibt es 591 Schüler, an 10 höheren Schulen 291 Schüler und 54 Schülerinnen. 7 Waisenhäuser beherbergen 888 Zöglinge, 2 Spitäler und 2 Apotheken vervollständigen die Tätigkeit. In dieser Statistik sind freilich nur die katholischen Schüler angegeben, und es ist hinzuzufügen, daß die Steyler Missionare an ihren Volksschulen 154 nichtchristliche Schüler und an ihren höheren Schulen 48 nichtchristliche

Knaben und 20 Mädchen aufführen. Der Berichterstatter sagt aber selbst, daß die im ganzen für den Katholizismus gezählten 6875 Volksschulen zum großen Teile nicht viel anderes als Katechismusschulen sind, in denen den 126174 Schülern fast nur Religionsunterricht erteilt wird. Die Statistiken lassen nicht erkennen, wie hoch sich die Zahl der wirklichen Unterrichtsschulen elementaren Charakters beläuft. Unter den vollwertigen Mittelschulen zählt dieser Autor von deutschen Anstalten nur die Schule der Steyler Missionare in Tsining mit ca. 70 Schülern auf. Im ganzen genommen sind jedenfalls die deutschen katholischen Missionsschulen mit ungefähr einem Zwanzigstel der Volksschulen und einem Sechstel der höheren Schulen ungünstiger in ihrem Verhältnis zu der Tätigkeit anderer Nationen gestellt als die protestantische Mission. Von der Schule in Tsining, einem recht regen Handelsstädtchen am Kaiserkanal, das jetzt Bahnanschluß an die Tientsin-Pukou-Bahn erhalten hat, ist mir aus anderen Berichten bekannt, daß in ihren 4 Klassen, die wöchentlich durchschnittlich 28 Stunden Unterricht haben, ungefähr 15 Stunden dem Unterricht in Deutsch und Zoologie gewidmet sind. Die Schule betont auch neben dem Hauptzweck, der Sache der Mission dadurch zu dienen, daß sie ihre Zöglinge in höhere soziale Stellungen bringt und sie durch eine gute Schulbildung dazu geeignet macht, insbesondere den Zweck, durch Ausbreitung der deutschen Sprache dem Deutschtum in China zu dienen. Diese Schule läßt auch nichtchristliche Schüler zu, denen sie an Stelle des Religionsunterrichtes Unterricht in Ethik erteilt, der mehr allgemein gehalten ist und mehr in die sittlichen Grundwahrheiten des Christentums einführen soll. Außer der Möglichkeit, für christliche Schüler das Schulgeld zu ermäßigen, wird zwischen katholischen und nichtchristlichen Schülern kein Unterschied an dieser Schule gemacht. Die Einrichtung dieser Schule, von deren 5 Absolventen des letzten Jahrganges 3 an die deutsche Medizinschule in Schanghai und 2 an die deutsch-chinesische Hochschule in Tsingtau zum weiteren Studium gingen, sind höchst primitiv, und insbesondere ihre Gebäude bedürfen einer gründlichen Erneuerung. Aus Geldmangel mußte bisher alles unterbleiben, was zu einer Ausgestaltung nötig wäre.

Es ist hier nicht der Ort, die ganze eminent politische Frage der missionarischen Tätigkeit in China aufzurollen und zu besprechen. Ich möchte aus meiner Überzeugung kein Hehl machen, daß ich im Ganzen kein Freund dieser missionarischen Betätigung bin, deren einzelnen hervorragenden Leistungen man sehr wohl auch viele Fehler, und deren einzelnen Erfolgen man eine tiefe Mißachtung gerade von seiten der besseren Chinesenklasse gegenüberstellen kann. Das hindert mich nicht daran, mit dem Vorhandensein dieser Missionen in China kühl und sachlich zu rechnen und ihre Inanspruchnahme zur Ausbreitung

des fremden, englischen, amerikanischen oder deutschen Volksgedankens mit in den Kreis der Aufgaben zu ziehen. Die Zahlen beweisen, daß Deutschland hier hinter anderen Nationen zurücksteht, und die Erfolge der anderen Nationen mit ihren Missionen beweisen, daß das für uns ein Fehler ist. Deshalb sollte trotz aller Bedenken und konfessionellen Schwierigkeiten die Tätigkeit der deutschen Missionen in China in ganz anderer, außerordentlich viel nachhaltigerer Weise gefördert werden, soweit sie sich vom reinen Bekehrungsstandpunkt fernhalten und sich Schulaufgaben widmen. Es kann keinem Bedenken unterliegen, Schulen wie der in Tsining z. B. ausgiebige Reichsunterstützung zu gewähren, wo der klare Nachweis eines Nutzens für das Deutschtum im allgemeinen auf der Hand liegt. Wenn es so weit kommt, wie es im Interesse des deutschen Schulwesens in China überhaupt kommen muß, daß Deutschland in China und zwar in der Zentrale, in Peking, einen deutschen Schulinspektor unterhält, dem die Aufsicht über sämtliche deutsche Schulen in China untersteht und der durch innigen Verkehr mit den höheren Schulinstanzen der chinesischen Republik sowohl das deutsche Schulwesen fördern wie auch das chinesische in seiner Entwicklung durch seinen fachmännischen Rat beeinflussen kann, dann ist eine leichte Handhabe geschaffen zu einer Kontrolle, ob die privaten und die Missionsschulen die von der deutschen Regierung zu gewährenden Gelder im deutschen, nicht nur im Bekehrungsinne verwenden. Zu einer solchen Verwendung wird überall als unerläßliche Bedingung, die Einführung und ausgiebige Pflege der deutschen Sprache gehören müssen, die an allen Mittelschulen mindestens gelehrt werden muß. Wenn man weitergehen will, kann man den unterstützten Schulen auch die Abhaltung belehrender populärer Vorträge für die Erwachsenen zur Pflicht machen, man kann durch kleine Wanderausstellungen, durch wechselnde kinematographische Vorführungen mit Vorträgen, durch solche und viele andere Dinge zur größeren Kenntnis deutscher Leistungen und Errungenschaften beitragen und so über das nur Schulmäßige weit hinausgehen. Der Betätigung im deutschen Sinne sind in China wirklich keine Schranken gesetzt, und die Höhe der von Deutschland aus zu gewährenden Beiträge könnte sehr wohl von der Intensität der Tätigkeit im deutschen Interesse abhängig gemacht werden.

III. Schlußwort und Ausblicke.

Es wurde hier versucht, den Umfang der gegenwärtigen und der zukünftigen deutschen kulturellen und Handelsinteressen in China zu erklären, im Interesse einer knappen Übersicht ohne allzuviel belastendes Zahlenmaterial, ohne ermüdende historische Reminiszenzen und unabhängig von der Tätigkeit der anderen Nationen rein aus dem deutschen Interesse heraus, ohne etwas zu verheimlichen oder zu beschönigen. Deutsche Kulturpioniere haben gewaltige Arbeit in China geleistet. Wenn erst einmal das Archiv gegründet sein wird, das die Namen der deutschen Arbeiter im Auslande, ihre Leistungen für die Entwicklung der fremden Länder, in denen sie wirkten und ihre Tätigkeit für Handel und Industrie ihres Vaterlandes aufzeichnen soll, das eine großartige Zusammenfassung deutscher Auslandsarbeit in der Vergangenheit und der Gegenwart bieten wird, dann werden die Namen von vielen Dutzenden von Chinapionieren darin ehrenvoll verzeichnet stehen. Aber all das darf uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß wir erst am Anfange in China stehen. Es gilt hier nicht Handel zu treiben und ein paar Maschinen zu verkaufen für einen gegenwärtig eng begrenzten Bedarf und wenig entwickelte Bedürfnisse. Es gilt zu überlegen, daß ein 400 Millionenvolk erwacht und daß sein Erwachen die Entwicklung des 40 Millionenvolkes Japan um viel mehr als nur ein Zehnfaches überstrahlen wird, wenn erst das große Rad dieser Völkerbewegung in Schwung gekommen sein wird. Es gilt, für den künftigen Bedarf und das künftige Interesse vorzusorgen, und es läßt sich keine bessere und friedlichere, keine kulturellere, aber auch keine besser rentierende Arbeit denken als die Beackerung des Bodens durch Menschen unserer Tage, die zwar die Frucht nicht ernten werden, denen es aber ein frohes Bewußtsein sein sollte, die Saat für ihre Nachkommen ausgestreut zu haben. Die große Streitfrage, ob wir politisch im Ansehen in China im letzten Jahrzehnt vorwärts geschritten sind oder eingebüßt haben, soll hier nicht angeschnitten werden, aber darüber besteht gar kein Zweifel, daß wir im Anlegen von für die Zukunft werbenden Kapitalien, im Beackern des Bodens von anderen Nationen überflügelt worden sind. Bei der gewaltigen Entwicklung Deutschlands in den letzten vierzig Jahren, bei der enormen Umsatzsteigerung in Handel und Industrie, bei der Eroberung des Weltmarktes für unsere quali-

tativ hochstehenden und von den Kulturvölkern und gerade von ihnen benötigten Waren ist es zu verstehen, daß wir ein so primitives Wirtschaftsgebiet wie das chinesische vernachlässigen konnten. Von einer Industrie, die, von weniger schweren Krisen abgesehen, sich in einem Jahrzehnt der Hochkonjunktur befindet, wird man schwerer das Neubearbeiten eines für den Moment gar nicht sehr lohnenden Gebietes verlangen können, als von einer Industrie, der es an Absatzgebieten fehlt und die gezwungen ist, irgendwo Erschließungsarbeit zu leisten. Aber das allzu feste Bauen auf die Gegenwart kann sich rächen, das China, um dessen Erwachen wir uns nicht gekümmert haben, kann uns verärgert zurückweisen, wenn es groß geworden ist. Es fehlt unserer Handels- und unserer industriellen Arbeit, ebenso wie unserer Schultätigkeit an dem Blick für die große, ein paar Jahrzehnte abliegende Zukunft, und es fehlt, um den Kernpunkt aller Dinge zu nennen, an den reichen Geldmitteln, um auch ohne Aussicht auf direkten Gewinn eine Gegenwartsarbeit tun zu können, der erst ein Zukunftslohn folgen wird. Tausendmal und aber tausendmal müßte es betont werden, daß die Zukunft in China dem Lande gehören wird, dessen Sprache man spricht und das man kennt. Diese Sprache in Schulen zu verbreiten ist die wesentlichste Aufgabe. Es braucht hier kein Plan zu solcher Arbeit aufgestellt werden, er wird von allein kommen, wenn erst der Wille und wenn erst die Gelder dazu vorhanden sind. Es hat ja doch gar keinen Zweck, Pläne aufzustellen und die Kosten auszurechnen, wenn sie so phantastisch und schwindelnd hoch sind, daß der deutsche Bürger und der deutsche Reichsschatzsekretär mit verständnislosem Lächeln die Achseln darüber zucken. Ganz im Gegenteil, das Fehlschlagen solcher Pläne und das Zusammenstürzen solcher Luftschlösser verärgert nur und stößt ab, anstatt anzureizen. Man soll nur wollen, wenn man sicher ist, zu können.

Aber was will man in Deutschland und was kann man? Es ist beschämend, feststellen zu müssen, daß „man“ garnichts will, daß „man“ so gar kein Verständnis für das Wollen weniger hat. Die Kenntnis und das Verständnis chinesischer Dinge, das Interesse für China und seine Entwicklung sind, abgesehen von den Handels- und Industriekreisen, für die das Gebiet geschäftlich in Frage kommt, verschwindend. Wie aber soll eine großzügige Arbeit in Schule und Handel in China geleistet werden, wenn dem Werke der Rückhalt in der Heimat fehlt? Die erste Aufgabe aller Chinafreunde, wenn man sie einmal unter diesem Titel zusammenfassen darf, scheint mir eine Belebung des heimatlichen Interesses zu sein. Wir sind noch nicht ein solches Weltvolk, daß ein lebendiger Austausch von Menschen zwischen fernen Ländern und Deutschland stattfindet, wie er das englische Volk mit allen Erdteilen verbindet und seine Söhne zu Kennern der Lebenssitten und Gewohnheiten dieser fernen Länder werden läßt. Was dem alten Welthandels-

volke England die Gewohnheit in den Schoß wirft, muß das erst seit kurzer Zeit in die Weltstellung eingerückte Deutschland sich erst künstlich schaffen. Die paar Hundert handeltreibender Deutscher in China genügen dazu nicht; ein reiches Volk von Globetrottern, das die Söhne der begüterten Klasse nach ihrer schulmäßigen Ausbildung zum praktischen Anschauungsunterricht hinaussenden kann, sind wir nicht. Wir sind also in erster Linie darauf angewiesen, in der Heimat belehrend zu wirken und alle diejenigen zu unterstützen, die aus eigener Kenntnis Land und Leute in China zu erfassen wünschen. Was die belehrende Wirkung in der Heimat angeht, so soll nicht bestritten werden, daß manches sich in allerletzter Zeit geändert hat. Chinavorträge werden von allen möglichen Bildungs- und Unterhaltungsvereinen veranstaltet, auch die Deutsche Kolonialgesellschaft hat sich in richtiger Erkenntnis ihrer über die Arbeit in den deutschen Schutzgebieten hinausgehenden Aufgaben mit China befaßt. Aber all das ist doch erst ein bescheidener Anfang. Die Deutsch-Asiatische Gesellschaft in Berlin, die zur Pflege dieses Gebietes berufen zu sein scheint, belehrt in ihren Vorträgen nur die schon vorhandenen Interessenten, ohne ihre propagandistische Aufgabe in großem Maßstabe und mit richtigen Mitteln zu erfüllen. Niemand denkt daran, den Schülern der obersten Mittelschulklassen, den Primanern der Gymnasien, Realgymnasien und Realschulen durch Vortragszyklen von berufener Seite das ferne Land näher zu bringen und ihr Interesse dafür schon in diesem Jugendalter zu wecken, niemand denkt hier an die Hochschulen und ihre national-ökonomischen Seminare, in denen so leicht Interessenten herangezogen werden könnten. Niemand arbeitet in den Mittelstandsinnungen, in den Gewerkschaften, um auch hier Stimmung für eine Chinabetätigung zu machen, Aufmerksamkeit für diese deutsche Aufgabe zu wecken. Die Deutsch-Asiatische Gesellschaft ist kein Mittelpunkt für alle diejenigen geworden, die sich in chinesischen Dingen Rats erholen wollen, die sich von ihr und durch sie Redner über China besorgen lassen wollen, die sie als die Vertreterin der chinesischen Interessen ansehen. Man ist fast versucht, nach allem zu sagen: in Ostasien selbst traut man ihr nicht viel zu und in Deutschland kennt sie die große Masse kaum. Im deutschen Reichstage aber, der vornehmsten Körperschaft des deutschen Volkes, gibt es zwei Mitglieder, die überhaupt in China gewesen sind und mangelt es vollkommen an Interesse für dieses Wirtschaftsgebiet. In der Regierung denkt niemand daran, vom Reichstage Mittel bewilligen zu lassen, um junge Universitätsabsolventen, Nationalökonomien und Mediziner, Juristen und Naturwissenschaftler, auch Handwerker und Arbeiter hinauszuschicken in das Riesenreich, damit sie sich informieren können und Eindrücke sammeln, die sie später in einer Reihe von Vorträgen in der Heimat weiteren Kreisen übermitteln müßten,

damit diese Reisen auch für das ganze Volk nutzbar gemacht werden könnten. Im Reichstage ist kein Abgeordneter bisher aufgestanden, der zu solchen Aufgaben eine zu ihrer Lösung nicht entschlossene Regierung gemahnt hätte, die Deutsch-Asiatische Gesellschaft aber hat auch den Reichstag nicht an diese Dinge erinnert. Abgesehen von den engen Kreisen stark an Eisenbahn- und Kriegsschiff-, Pulver- oder Kanonenslieferungen interessierter Industrien, schläft das Interesse für China.

Und da verlangt man mit einem Male „Betätigung in China“, fordert viele Millionen, die ohne allen Zweifel nötig sind dazu. Wer sollte sie liefern, wer sie bezahlen? Die Aussichten sind recht trübe, wenn nicht in der Heimat eine ganz andere Tätigkeit entfaltet wird als bisher. Das scheint mir bei aller Tätigkeit in China das Erste und Wichtigste zu sein, zunächst einmal mit dieser Chinaarbeit in Deutschland anzufangen. Dann freilich muß eine um so stärkere Tätigkeit in der Ausbreitung des deutschen Gedankens in China einsetzen, bei der ein rasches Tempo nötig ist. Es müssen staatliche Gelder zur Unterstützung des Schulwesens in China aufgebracht werden, die ein Vielfaches der Gelder ausmachen, welche heute für das gesamte deutsche Schulwesen im Auslande im Etat ausgeworfen werden. Es müssen durch private Sammlungen Mittel aufgebracht werden, um diese Tätigkeit zu ergänzen und um für die Missionsschulen Unterstützungen zu gewinnen, wo sie deutschen Unterricht pflegen und dadurch zur deutschen Tätigkeit in China ihr Teil beitragen. Es müssen Menschen gewonnen werden, die hinausgehen und sich die Dinge persönlich ansehen, um später sich propagandistisch für die Idee zu betätigen. Und es kann nicht oft genug betont werden, daß jeder Tag in China kostbar ist, daß diese Revolution in China Furchen gepflügt hat, die der Saat harren und in die andere den Samen streuen, wenn wir uns nicht beeilen werden. Wir haben Dutzende von Millionen ausgegeben, um in Tsingtau den Rohbau eines Hauses fertigzustellen, dessen Inneneinrichtung zum Teil noch fehlt. Wir haben eine Station, die Funken ausstrahlen kann, wenn man ihr erst die jetzt dringend nötigen weiteren Mittel zum Arbeiten gibt. Wir haben den Platz an der Sonne, der nur etwas einbringen kann, wenn man ihn weiter entwickelt. Wir sind an einem einzigen Orte in China großzügig und zukunftsgerichtet vorgegangen, wir dürfen auch alle die anderen Orte nicht vergessen, an denen Aufgaben unser harren. Der erste Schritt verpflichtet uns zu weiteren. Sie sind nicht kriegerischer, nicht militärischer Natur, sie entspringen keinem Landeroberungsgelüste. Sie sind friedlich und bezwecken Ausdehnung des deutschen Handels und der deutschen Kultur. Diese Schritte müssen getan werden, und je schneller und fester sie getan werden, desto größer wird der Nutzen für Deutschland und für China sein.

IV. Literatur-Verzeichnis.

Es soll hier nicht die benutzte Literatur über China aufgezählt werden. Soweit das nötig ist, sind die entsprechenden Werke im Text genannt worden. Es scheint aber angebracht, hier diejenige Literatur zu nennen, in der der Leser jederzeit das Nötige über die hier angeschnittenen Probleme finden wird und die ihm die neuesten Ergebnisse in anschaulicher und knapper Form bietet. Für die im Einleitungskapitel als treibendes Moment in der chinesischen Umwälzung herangezogene japanische Expansions- und Kolonialpolitik darf hier auf eine vom Verfasser im Verlage von Friederichsen-Hamburg herausgegebene Studie „Die japanische Kolonialpolitik“ (Hamburg 1910) verwiesen werden. Als geschichtliches Werk über China sei das hier schon zitierte Werk von Pfarrer Schüler „Geschichte Chinas“ (Berlin 1912) genannt. Über die Zustände in den letzten Jahrzehnten der mandschurischen Herrschaft orientiert am besten das auch ins Deutsche übersetzte Buch von Bland und Backhouse: „China unter der Kaiserin Witwe“ (Berlin 1912). Über die Sittenzustände am Kaiserhofe und die Persönlichkeit dieser letzten großen Herrscherin Chinas informiert das Buch ihrer Hofdame, der Prinzessin Der Ling: „Two years in the forbidden city“ (New York 1912). Das Werden der Revolution, ihre Ursachen und ihre Wirkungen schildert ein so betitelttes Buch von Dr. Vosberg-Rekow (Berlin 1912) in übersichtlicher knapper Form. Das geographische und statistische Material findet sich bei Richards: „Comprehensive geography of the chinese empire“ (Schanghai 1908), in den Trade returns der chinesischen Seezollverwaltung, die in Schanghai regelmäßig erscheinen und in dem von Montague Bell im Jahre 1912 zum ersten Male herausgegebenen „China Yearbook“ (London). Ein allgemeines Nachschlagewerk über Sitten und Gebräuche, Handel und Verkehr sind die „Things chinese“ von Dyer Ball (London 1904). Die beste Reisebeschreibung über Nordchina findet sich in Alfons Paquets „Li oder im neuen Osten“ (Frankfurt a. M. 1912), wobei gleichzeitig noch einmal auf die von demselben Verfasser herausgegebenen Aufsätze des Chinesen Ku

Hung Ming unter dem Titel „Chinas Verteidigung gegen europäische Ideen“ (Jena 1911) verwiesen sei. Allgemeines über Volkscharakter und Volksleben enthalten die von Smith herausgegebenen „Chinese characteristics“ (New York 15. Auflage). Auch auf die deutsche Wochenschrift „Der Ostasiatische Lloyd“, die fortlaufend über alle Fragen des fernen Ostens berichtet, darf hier mit Nachdruck verwiesen werden. Schließlich sind noch an wirtschaftlichen Büchern zu nennen: Richthofens Bände über „China“ (Berlin 1877 ff.), Kent, „Railway enterprise in China“ (London 1908). In all diesen Büchern finden sich wieder Nachweise für eine größere Zahl von Spezialliteratur.
